MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81412-2

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

BRUKNER, BRUNO

TITLE:

DEUTSCHE WELT- UND LEBENSANSCHAUUNG...

PLACE:

BERLIN

DATE:

1891

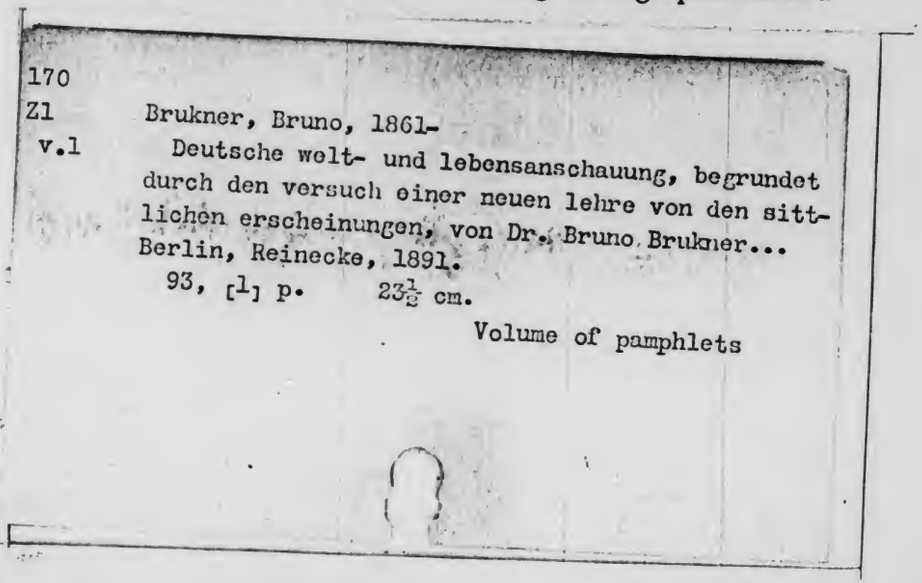
Master Negative #

93-81412-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



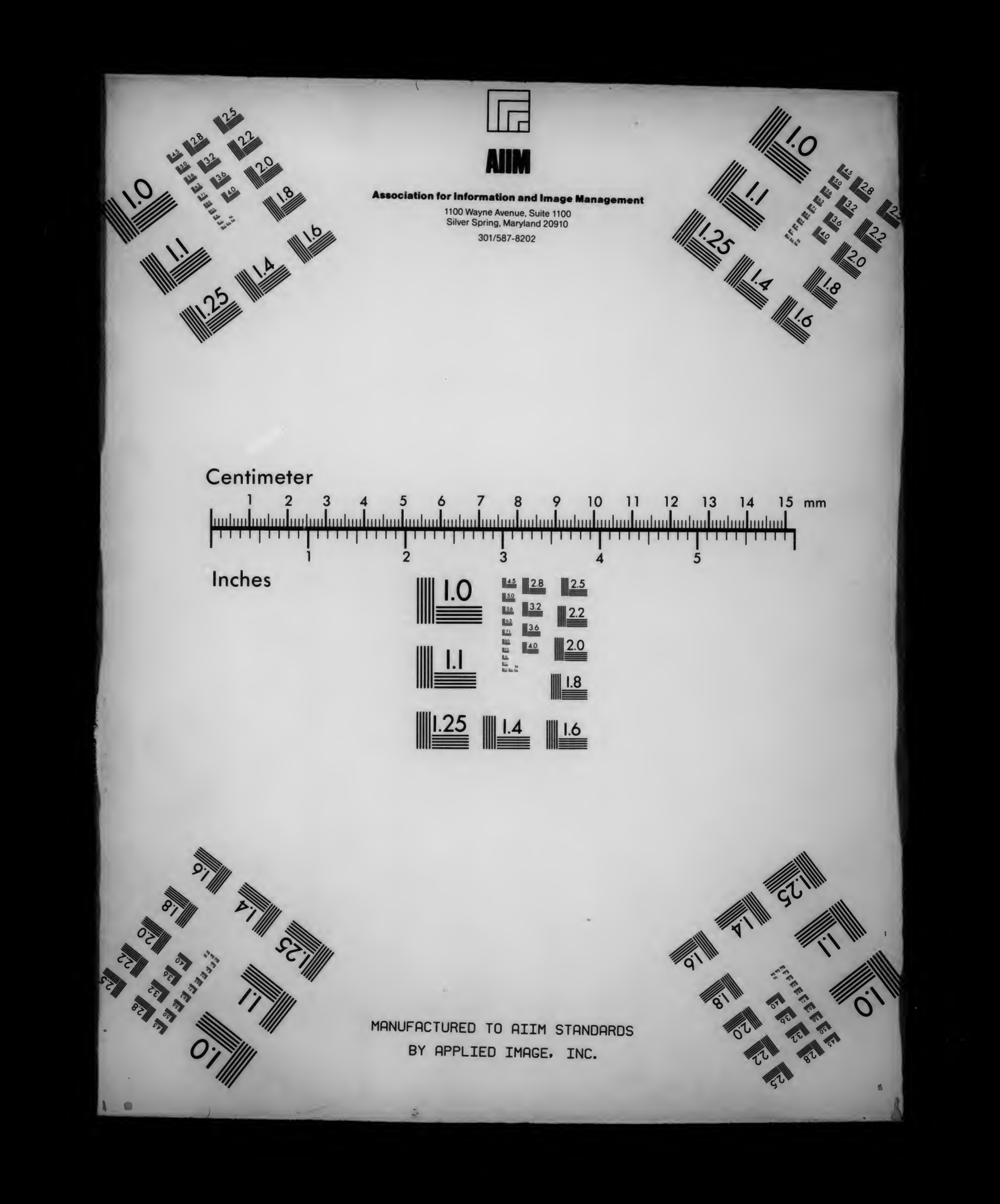
170
Z1
v.1

Brukner, Bruno, 1861-
Deutsche welt- und lebensanschauung, begründet durch den versuch einer neuen lehre von den sittlichen erscheinungen, von Dr. Bruno Brukner...
Berlin, Reinecke, 1891.
93, [1] p. 23½ cm.
Volume of pamphlets

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6-11-93 INITIALS M.D.C
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

170
No 4

Deutsche Welt- und Lebensanschauung

Begründet durch den

Versuch einer neuen Lehre von den sittlichen Erscheinungen

von

Dr. Bruno Brukner

Vorspruch: „Wenn die Wahrheit im Streite mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt."

Schiller

Berlin 1891

Verlag von Adolf Reinecke

Herrn Schulsuperint. Karl Koch
ergebenst überreicht vom
Verf.

Deutsche Welt- und Lebensanschauung

Begründet durch den

Versuch einer neuen Lehre von den sittlichen Erscheinungen

Von

Dr. Bruno Brukner

Vorspruch: „Wenn die Wahrheit im Streite mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt."

Schiller

Berlin 1891

Verlag von Adolf Reinecke

Dem Andenken

an meinen unvergeßlichen Jugend-Genossen und Gefährten

Ortwin

in ehrfurchtsvoller Bruderliebe und unverbrüchlicher Freundestreue gewidmet.

Viele Gedanken dieses Schriftchens haben wir vor Jahren mitsammen beraten in trauten Stunden. Manche gehören Dir ganz zu eigen, teurer Toter! Und ich glaube, daß alle in Deinem Geiste sind.

Voll des Edelsten und Erhabensten war Dein Haupt, bis es an einem Alpenfels zerschellte. Dein schönes Leben gelangte so zu schaurigem und ach! allzufrühem Ende. Es war Dein Schicksal, bis in den Tod zu leiden und zu lieben.

Das letzte Wort, daß Du im Todesschmerze riefest, klang heldenhaft und wehmutsvoll zugleich und lautete: „Leb' wohl, mein Vaterland!"

Im Angesicht des Todes empfunden und ausgesprochen, zeigte dieser Wunsch allen Deinen Freunden in einem überwältigenden Augenblicke, wie sehr Deine — ich darf wohl sagen, unsere — Gedanken in Dir zur Gesinnung ausgereift waren.

Der Abendröte gleich überflog die Liebe zum Deutschen Vaterlande noch Deine letzten Traumgesichte, und dann ging Deine Sonne für ewig unter.

Dein letztes Wort aber bleibe uns ein heiliges Vermächtnis! Es mahnt die Ueberlebenden, für des Vaterlandes Wohl zu wirken nach ihren Kräften.

Mögen doch auch die in diesem Schriftchen niedergelegten Erkenntnisse dem Vaterlande zum Wohle gereichen und der Wahrheit zur Ehre.

Gröningen, Brachmonat 1888

Der Verfasser

Ortwins letztes Lied

An den Feind!

Seit aus Träumen der Kindheit ich aufgewacht,
Seit der Wahrheit Strahl die dunkele Nacht
Glückseligen Irrtums gebrochen —
Wogt durch mein Leben der endlose Streit;
Es zählt nach Jahren die Kampfeszeit,
Mein Frieden, er zählet nach Wochen.

Wie gäb' es, mein Feind, auch Frieden mit Dir,
Der den Krieg nicht führt mit offnem Visir,
Nicht in offnem, ehrlichem Ringen;
Der den Kampf aus sichrem Versteck erkor,
Von dort die Pfeile sendet hervor,
Die ins Herz mir, ins zuckende, dringen.

Du hast mich verfolgt ohn' Unterlaß:
Was Feindschaft vermag und tötlicher Haß,
Das thatst Du mir immer zu Leide.
Und hab' ich an Frieden geglaubt, ich Thor,
Heut ruf' ich zum letzten Kampfe Dich vor:
Die Welt hat nicht Raum für uns beide.

Ich weiß einen Platz im fernen Land,
Wo die Wellen rauschen am Meeresstrand, —
Dort wartet die Walstatt der Streiter!
Dort wollen wir ringen im blutigen Strauß,
Im Sonnenschein, wie im Sturmgebraus,
Bis zum Ende ringen wir weiter.

Und hat mir den Sieg das Schicksal geschenkt,
Und hab' ich hinab Dich zur Tiefe versenkt,
Den Fischen des Meeres zum Spiele;
Dann treibt mich die Stunde, die mächtige, fort,
Schon liegt ja das rettende Segel im Port
Und bringt mich zum fernen Asyle.

Dann richt' ich noch einmal den Blick zurück:
Verschwundene Jugend! Entschwundenes Glück!
Ein schmerzlicher Abschied fürs Leben!
Dann geb' ich das Segel den Winden zum Spiel
Und lasse mich tragen ans ferne Ziel
Zu neuem, zu besserem Streben!

Sommersonnenwende des Jahres 1884

---

1. Grundlegung

Jede Nation trägt das Ebenmaß ihrer Vollkommenheit, unvergleichbar mit anderen, in sich.

Herder, Ideen III., 421

Die Liebe zu dem Volke oder Stamme, dem wir angehören, ist Sache des Gefühles. Unbewußt und ungewollt erfaßt sie uns, sobald wir unseren Zusammenhang mit demselben erkannt haben. Diese Erkenntnis ist eine nothwendige Vorbedingung. Das Volk muß überhaupt zuvor als etwas Wesenhaftes, Lebendes erkannt sein, wie es uns in der Geschichte entgegentritt, handelnd und leidend. Ein Kind, dem Geschichte und Wesen seines Volkes fremd sind, oder ein Erwachsener, der sich auf der Bildungsstufe des Kindes befindet, dem also ebenfalls ein klarer Begriff seines Volkes abgeht, der nur einzelne Volksgenossen, aber nicht deren lebende Einheit kennt, wird im Allgemeinen, wann er einzelne Stammesbrüder mit Gliedern eines fremden Volkes zu vergleichen hat, dieselben auf Grund seines volkischen Zuges höher schätzen, ohne darum volkisch gesinnt zu sein. Obwohl also ein gewisses Bildungsmaß zur Erfassung des volkischen Gedankens unbedingt nöthig ist, so beruht er doch auf einem angeborenen, unveräußerlichen Gefühle. Ein solches Gefühl nennen wir, sofern es ein mächtiger Beweggrund für unsern Willen werden kann und muß, einen Trieb.

Um die Stammesliebe als Trieb zu erweisen, müssen wir auf ursprüngliche Verhältnisse zurückgehen, in welchen die einzelnen Völkerstämme unvermittelt aufeinander stießen und durch auffallende Merkmale, Gestalt- und Gesichtszüge, Augen- und Haarfarbe, Sprache und Tracht von einander in der Weise unterschieden waren, daß jedem Volksgenossen der Gegensatz klar zum Bewußtsein kommen mußte. Ja weiter zurückgreifend werden wir selbst bei den herdenweise lebenden Tieren Erscheinungen und Thaten antreffen, welche ein Handeln einzelner zu

Gunsten der Gesammtheit, also ein sittliches Verhalten und zwar die Keime unserer Stammes- und Vaterlandsliebe deutlich erkennen lassen.

Alle Triebe des Menschen und der Tiere sind auf zweierlei große Ziele gerichtet. Sie bezwecken die Erhaltung einerseits des Einzellebens, andrerseits der Art. Wir pflegen, ohne uns immer dieses Merkmals bewußt zu sein — blos nach der unverwüstlichen Vernunft der Sprache, die in jedem einzelnen Worte schon eine mächtige, meist unbeachtete Weisheit verbirgt — die auf die Erhaltung der Art gerichteten Handlungen sittlich zu nennen. Die auf die Selbsterhaltung gerichteten hingegen erscheinen in den meisten Fällen als sittlich gleichgiltig. Unsittlich sind nur solche Handlungen, welche der Erhaltung der Art, oder was dasselbe ist, dem Wohle derselben zuwiderlaufen. Da solche Handlungen, die man auch als Entartung bezeichnet, meist dann begangen werden, wenn der Selbsterhaltungstrieb mit dem Wohle der Gesammtheit in Widerspruch geräth, so hat man sich vielfach daran gewöhnt, den Eigennutz (egoismus) als den Gegensatz und Widerspruch alles Sittlichen zu betrachten, ohne zu bedenken, daß dieser Trieb ein nothwendiger Bestandteil des höher belegenen sittlichen Triebes der Erhaltung der Art ist und daß es ohne Selbsterhaltung nicht einmal den Bestand einer Art oder auch Gattung geben könnte, geschweige deren Erhaltung.

Der vorgetragene Gedanke wäre nur halb verstanden, wenn man sich unter Art blos eine Reihe von Einzelleben vorstellen wollte. Der Nachdruck ist vielmehr auf die besonderen Merkmale ihres Wesens zu legen. Dem Triebe ist nicht blos daran gelegen, neues Leben erstehen zu lassen, sondern insbesondere ein Leben von bestimmten, ahnungsweise vorweggenommenen Eigenschaften. Wie nahe auch immer das Wort Gattung jenem: Begattung steht, so kommt es doch unter den Tieren nur selten zur Entstehung von Zwischenformen. Sind uns auch innerhalb derselben Art im Allgemeinen die Gesetze unbekannt, welche zwei

bestimmte Wesen zusammenführen, und wie dies bei vielen Tieren der Fall ist, zu dauerndem gemeinsamen Leben, zu gemeinsamem Nestbau u. dgl. bestimmen, so wissen wir doch aus dem Bereiche des Menschlichen, daß dies gewiß nicht auf einem blinden Zufalle beruht, daß oft die Liebe bis zu einer unverletzbaren Ausschließlichkeit sich steigert und ein todesmuthiges Heldentum bei Mann und Weib erzeugt, welches einerseits den Tod von Tausenden geringschätzt und wenn nöthig herbeiführen würde, andrerseits wider das eigene Leben aufzuopfern bereit ist, wenn die Liebe versagt oder die Liebegewährung unmöglich wird. Gerade in solchen Fällen zeigt sich am deutlichsten, wie hinfällig es ist, die Liebe aus dem Eigennutz zu erklären und die Befriedigung der Sinne als letztes Ziel aufzufassen und hinzustellen. Dieser Zweck wäre ja auf anderem Wege leichter zu erreichen. Für große Handlungen muß ein gleichwertiger Beweggrund vorhanden sein. Dieser aber ist nichts anderes als der Trieb nach Erhaltung der Art, Art in jenem höheren Sinne genommen als geistige und sittliche, vielleicht nebenbei auch körperliche Besonderheit.

Weil es bisher an einer ausreichenden Erklärung der ebenso merkwürdigen als großartigen Erscheinung der ausschließenden Liebe gefehlt hat, ist trotz der Leichtigkeit der Beobachtung ihr Bestand selbst wiederholt bezweifelt worden. So leider auch von unserem Lichtenberg, der sogar von „poetischer Faselei junger Leute spricht, bei denen der Kopf noch im Wachsen begriffen ist, die im Rath der Menschen über Wahrheit noch keine Stimme haben und meistens so beschaffen sind, daß sie auch keine bekommen können". Da war der alte Bakon von Verulam doch vorsichtiger. Er sagte blos: „Unter allen den großen und würdigen Männern, deren Andenken die Geschichte, sei es die alte oder die neue bewahrt, ließ sich keiner durch die Liebe jemals bis zum Wahnsinn fortreißen; man sieht also, daß ein großer Geist und große Geschäfte diese schwache Leidenschaft

ausschließen". Bakon macht aber selbst gleich wieder Ausnahmen in Marcus Antonius, dem Mitherrscher über das römische Reich und in Appius Claudius, dem Dezemvir und Gesetzgeber. Wie dem aber immer sei, so genügt für unsere Fragestellung schon die eine Tatsache, daß in der Kunst die Ausschließlichkeit der Liebe den wichtigsten Gegenstand bildet und trotz der oftmaligen Wiederholung in tausend Formen immer wieder unsere Sinne gefangen nimmt und bezaubert. Woher dieses Wolgefallen? In unserer oben gegebenen Erklärung der ausschließenden Liebe stehen wir der bekannten Auffassung Schopenhauers nahe. Die Erscheinung ist uns leicht verständlich und hat im Haushalte der Natur zur Erhaltung des Besten oder doch des Besonderen ihre wolbegründete Bedeutung. Ja, sie ist im Grunde genommen durchaus nicht wunderbarer, als es etwa die sinnreichen Einrichtungen der meisten Pflanzen sind, durch welche ihre Selbstbefruchtung verhindert wird. Wie der große Bahnbrecher einer phantasievollen und scharfsinnigen Naturbetrachtung, Darwin, zuerst gezeigt hat, sind selbst bei solchen Pflanzen, die in Einer Blüthe männliche und weibliche Geschlechtsteile zur vollen Entwicklung bringen, die verschiedensten, mehr oder weniger zweckmäßigen Einrichtungen getroffen, daß der Pollen Einer Blüthe nicht auf die zunächstliegende Narbe derselben Blüthe gelange oder wenigstens dieselbe nicht befruchte. Dieser Gedanke Darwins, den er mit einer erdrückenden Menge von feinen Beobachtungen belegte, war so fruchtbar, daß viele Dutzende von Gelehrten seit Jahrzehnten von ihm leben können. In der That haben sie mit ihrem Bienenfleiß noch eine unübersehbare Reihe von sehr wichtigen und wissenswerten Thatsachen aufgefunden, welche die Vermutung Darwins bekräftigen, daß die Natur vor beständiger Eigenbefruchtung zurückschrecke.

Während so im Pflanzenreiche die geschlechtliche Vermehrung durch zahlreiche Schranken zu dem Zwecke eingeengt ist, damit die Arten rein und tüchtig erhalten werden, sollten wir nicht

annehmen, daß auf den höheren Stufen des Lebens zu demselben Zwecke auch Einrichtungen getroffen sein müssen? Und da den Tieren Instinkt und Sinne, dem Menschen aber Willkür und Vernunft gegeben sind und durch beide rein mechanische Hindernisse leicht überwunden werden können, sollten da nicht diese Einrichtungen bei den Tieren in den Instinkt und in die Sinne, beim Menschen außerdem auch noch in den Willen und in die Vernunft hinein verlegt sein?

Auch bei der Zuchtwahl unter den Tieren spielt neben der körperlichen Schönheit die geistige und sittliche Artung eine wichtige Rolle. Denn die Wettbewerbungen um den Besitz des Weibchens entscheidet nicht blos die Körperkraft, sondern auch die körperliche Schönheit, der Wolklang der Stimme und der Mut, welcher bei den Tieren auch nicht anders denn als eine sittliche Eigenschaft betrachtet werden kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die hierbei in Frage kommenden Wertschätzungen je nach der Gattung verschieden sind, daß sich — auch ganz abgesehen von dem rein Körperlichen — eine Hirschkuh durch andere Eigenschaften vom Hirsche gewinnen läßt als die Katze vom Kater. Nicht blos das Körperliche spielt also in der Zuchtwahl seine berechtigte Rolle, sondern auch die eigentümliche Ausprägung der allgemeinen Arteigenschaften, ich möchte sagen das Sittliche, das Uebersinnliche der Tierseele. Es giebt auch im Tierleben Handlungen, die ohne gerade unsittlich zu sein, doch der Artsitte widersprechen. So ist es oft beobachtet worden, daß, während zwei kräftige Hirsche um den Besitz einer sie im Kreise umgebenden Weibchengruppe im Kampfe lagen und die Hirschkühe mit vermutlich lebhaftem Anteil dem Ausgange des Kampfes entgegenharrten, eine derselben mit einem jungen Hirsche davon schlich, somit eine der Hirschsitte widersprechende Handlung beging, zu welcher jedenfalls eine plötzlich aufkeimende, nach nichts als nach dem eigenen Triebe fragende Liebe verleitete.

Außer solchen gesellschaftlichen Einrichtungen treffen wir noch andere, bei denen wir schon garnicht umhin können, an einen sittlichen Gehalt zu denken. Das Ausstellen von Wachen, welches bei Gemsen, Murmeltieren und anderen üblich ist, beweist für die Gesamtheit blos das Vorhandensein einer gewissen staatlichen Fürsorge und Weisheit, für die ausgestellte Wache selbst aber ein Handeln für die Herde; und wenn das Sittliche in dem Fühlen und Handeln für das Wohl anderer besteht, wie Schopenhauer diesen Begriff auffaßt (altruismus), so muß das Verhalten der Wache stehenden Gemse sittlich genannt werden. Da nun wohl ein überlegender Verstand den Nutzen des Wachehaltens einsehen, aber einzig und allein ein sittlicher Trieb zu einer solchen Handlung führen oder zwingen kann, so müssen wir die Art dieses Triebes uns deutlich zu machen suchen. Wir vermögen dies leichter, wenn wir uns noch anderer Erscheinungen des Sittlichen im Tierleben erinnern. Das gemeinsame Leben und Zusammenhalten von Wölfen, Pferden, wilden oder halbwilden Hunden, Vögeln aller Art zeigt von einem jede einzelne Art durchdringenden Gemeinsinne, einem Gefühle der Zusammengehörigkeit. Dieser Gemeinsinn ist im Tierleben so wirksam, daß er nicht nur den Bestand der Art überhaupt sichert, sondern in vielen Fällen durch verwickelte staatliche Einrichtungen die für dieselbe mögliche, höchste Lebensbethätigung gewährleistet. Ohne die staatliche Verfassung der Ameisen- und Bienenherden könnte es keine Ameisen und Bienen geben, und dieses eine Beispiel beweist schon, daß der Herdentrieb, der Stammes- oder Gemeinsinn auch als schaffende Kraft in der tierischen Entwicklung thätig war und thätig ist.

Im ganzen Haushalte der Schöpfung ist es der Gemeinsinn, zuerst mit den Mitgliedern der Sippe und dann mit jenen der Art, in dem sich eine Sittlichkeit entwickelt. Ein Vergehen gegen jenen wird von uns als sittliche Rohheit empfunden und selbst Tiere verscherzen sich unsere Zuneigung, wenn sie die eigenen

Jungen oder überhaupt Mitglieder ihres Stammes aufzehren. Menschenfresser gelten als unter Menschenart gesunken oder doch als tiefste Stufe. Wollte man den Mangel an Mitleid als Ursache dieser Bewertung betrachten, so würde sich uns unwillkürlich die weitere Frage aufdrängen, warum Mitleid mit einem Artgenossen größer sein soll, als mit fremder Art und wir würden auf diesem Wege bereits einem tiefer gelegenen Grunde alles Mitleidens begegnen. Ein Menschenfresser, der die Leiche eines gehaßten Feindes aufzehrt, hat eben mit diesem ein geringeres Mitleid als mit seinem Hunde, den er vielleicht unter keinen Umständen zum Zwecke des Verspeisens schlachten wird. Die darin gelegene Rohheit vermögen wir aber erst mit Gründen zu würdigen, wenn wir uns eines die ganze Lebewelt beherrschenden, stufenweise erhöhten und veredelten Gemeinsinnes klar bewußt werden, dessen Schranken nicht durchbrochen und dessen Stufen nicht übersprungen werden können, ohne daß dadurch unser Unwille und unsere sittliche Entrüstung erregt werden.

Während das Artgefühl im Bereiche des tierischen sich über das Triebartige nicht erhebt, wird es im menschlichen zur selbstbewußten Stammesliebe, zur lebenden Anteilnahme an Wohl und Wehe der Volksgenossen. Allerdings liegen die Versuchuug und der Einwand nahe, das allgemein Menschliche selbst für den Inhalt dieser Anteilnahme auszugeben. Wer wollte auch leugnen, daß dem Umfange der gesamten Menschheit ein allgemein menschlicher Begriffsinhalt entspricht und daß daher das Menschentum eine durch das Christentum über jeden Zweifel hinausgehobene Teilnahme verdient und ihrer genießt. Aber so wenig uns das Mitempfinden und Mitleiden mit der gesamten Lebewelt hindert, das Menschliche als eine höhere Stufe dieser Welt zu betrachten, ebensowenig wird uns diese Stufe hindern, im Gegenteil, sie wird uns als Grundlage dienen, auf derselben neuerdings unsere eigene Volkesart als höhere Stufe aufzubauen. Mögen dann Einzelne immer noch höher zu kommen trachten. Mögen Gott-

begnadete (wie Nietzsche) sich mächtigen Flügelschwungs emporheben. Wenn sie aus ihrer Vogelschau keine Berge und Thäler mehr, sondern alles eben, wenn sie alle Stufen ausgeglichen zu sehen wähnen, so wollen wir diesen verhängnisvollen Irrtum ihnen am ehesten nachsehen und uns mit der Einsicht trösten, daß die höchste Stufe auch dem Fliegenden am nächsten ist. Auch soll uns das Urteil des Adlers, der über Berg und Thal und Wolken dahinfliegt, nicht irre machen; der Adler hat kein Verständnis für unser mühsames Bergesteigen.

Wenn wir den volkischen Gedanken als eine höhere Stufe des menschlichen betrachten, so setzen wir dabei voraus, daß unser Volksbegriff sich über jenen des allgemein Menschlichen erhebt, was immer für ein Wertmaß auch zur Anwendung kommt. Diese Erhebung leuchtet aber so sehr von selbst ein, daß fast jede nähere Ausführung überflüssig erscheinen könnte. Die eine Hinweisung möge genügen, daß das Menschliche nur über das Tierische sich zu erheben braucht, während der Stolz auf das eigene Volkstum nur auf der Vergleichung mit fremdem Volkstum beruhen kann. Das eigene Volkstum kann nur der Liebe wert sein, wenn es besser erscheint als manches oder jedes fremde. Die Frage, ob es eine allgemein giltige Entscheidung gibt oder ob es bei diesem Scheine sein Bewenden haben muß, bleibe hier unbeantwortet. So viel wenigstens ist gewiß, daß jedes Volk seinen besonderen Vollkommenheitsbegriff hat. Denn jedes Volk liefert durch seinen bloßen Bestand schon den unumstößlichen Beweis für den in seinen Angehörigen lebenden Schönheits- und Sittlichkeitsbegriff.

Denn es müßte ohne diesen im Laufe weniger Geschlechter zerfallen und in das allgemein Menschliche zerfließen. Bei der Willkür aller Einzelglieder des Volksganzen wäre es unerklärlich, wie es selbst in seinem Wesen erhalten bleiben könnte, wenn nicht alle Einzelnen aus einem unbewußten Triebe heraus beständig das Ganze wollten und schüfen. _ Es würde eine gewisse Kühnheit dazu gehören, die Erhaltung einer Volkesart als etwas Zufälliges hinstellen und aus dem Zusammensiedeln erklären zu wollen. Denn es steht dem entgegen, daß das jüdische Volk seine Stammesart erhalten hat, obwohl es über die ganze Erde zerstreut und unter alle Völker gemischt ist. Wer nun aber diesen Fall wieder besonders deuten wollte und auf die Religion der Juden als Grund ihres Volksbestandes hinwiese, mit dem könnte ich nicht rechten. Denn diese Betrachtungen sind nur für Leser bestimmt, welche in ihren naturwissenschaftlichen Ueberzeugungen selbst so weit ausgereift sind, daß sie den Glauben eines Volkes aus diesem oder aus der Rasse ableiten, aber nicht die Rasse aus dem Glauben.

Es mag bei dieser Gelegenheit ein für allemal erwähnt sein, daß in dieser Abhandlung der Begriff Art nicht immer genau im Sinne der Naturwissenschaft angewendet wird Denn diese ist heute noch nicht im Reinen darüber, ob die menschlichen Rassen als Arten im strengen Sinne des Wortes aufzufassen sind, ob das ganze menschliche Geschlecht von einem Elternpaare abstammt oder von vielen. Wir nehmen hingegen die zukünftigen Forschungsergebnisse vorweg und betrachten die menschlichen Rassen als Arten, ohne durch diese nicht ganz sichere Voraussetzung den allgemeinen Wert unserer Schlüsse zu beeinträchtigen. Denn welcher Zwischenbegriff für die Völker einer Rasse dann immer aufgestellt werden mag, um sie als solche und doch als von einander verschieden zu kennzeichnen, so wird immer das, was für menschliche Arten als richtig erwiesen wird, auch für die noch aufzufindenden Zwischenstufen zwischen Art, Rasse und Volkswesen zu gelten haben. —

Wir können den Stand dieses wissenschaftlichen Streites, der schon seit vielen Jahren die gelehrten Kreise beschäftigt, umsomehr hier unberücksichtigt lassen, als für die Auffindung der Wahrheit gegenwärtig nur geringe Hoffnungen gehegt werden können. Denn richtunggebend und an der Spitze des Streites

steht heute ein Mann wie Rudolf Virchow, der gerne mit seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen freisinnige Zwecke verquickt und dadurch das Fortschreiten der Erkenntnis mehr hindert als fördert. Es seien hier als Beispiel Virchows eigene Worte angeführt, aus denen leicht zu ersehen ist, wie den scheinbar wissenschaftlichen Aufklärungen die freisinnig-weltbürgerlichen Wahnvorstellungen im Nacken sitzen und hohnlächelnd zwischen den Zeilen hervorgrinsen. Virchow sagt nämlich: „Leider müssen wir sagen: soviel wir uns bemühen, diesen Dingen nahezukommen, haben wir doch keine Gewißheit. Trotzdem habe ich eine gewisse Neigung, mich schließlich trotz aller Erfahrung, trotz aller Analyse für den Gedanken der Einheit des Menschengeschlechtes zu begeistern. Ich will zugestehen, daß dabei im Hintergrunde ein traditioneller, vielleicht ein sentimentaler Gedanke liegt, und doch kann ich mich, wenn ich die gesammte Geschichte der Menschheit übersehe, nicht der Vorstellung enthalten, daß wir wirklich Brüder beziehentlich Schwestern sind. Ich finde keine so großen Unterschiede zwischen den verschiedenen Rassen, daß ich mir getraute, die Vorstellung von einer ursprünglichen Differenz des Menschengeschlechtes in so bestimmter Weise zu präzisieren." Soweit Virchow. Wenn dieser wissenschaftlich gemeinten, aber nur flach weltbürgerlich begründeten Auslassung Johannes Ranke in seinem Werke: Der Mensch (2. Band, Seite 233) die Bemerkung beifügt; „Die sich hier aussprechende Gerechtigkeit (!) nach allen Seiten ist echt virchowisch, echt wissenschaftlich", so folgt daraus wohl zur Genüge, daß wir vorderhand nichts Gutes zu erwarten haben, weil die Verwirrung so weit vorgeschritten ist, daß man von einer wissenschaftlichen Erkenntnis „Gerechtigkeit nach allen Seiten" fordert, statt Wahrheit. Warum soll man nicht auch Liebenswürdigkeit „nach allen Seiten" fordern? —

Gegen unseren oben geführten Beweis, daß aus dem Bestande der Volkesart auch der lebendige Artbegriff derselben folgt,

könnte nur der eine Einwand erhoben werden, daß er zu allgemein sei und mit demselben Rechte auch auf Tierarten und Gattungen angewendet werden könnte. Aber auch diese erweiterte Anwendung ist berechtigt, nur daß wir dann nicht von einem in allen Artangehörigen lebenden Begriff, sondern von einem Gattungsinstinkte sprechen würden. Wie könnte irgend eine Tiergattung bestehen bleiben, wenn nicht jedem einzelnen Lebewesen derselben der Trieb innewohnte, sich mit Artgenossen zu paaren und so die eigene Art zu vervielfältigen? Der Artbegriff muß auch in den Tieren lebendig sein, nur sind sie sich desselben nicht bewußt und können es nicht werden.

Auch in der Menschenbrust wohnt und lebt der Schönheits- und Sittlichkeitsbegriff der Volkesart, ohne daß sich die Träger desselben bewußt wären. Je triebartiger eine menschliche Regung ist, um so sicherer wird das Ziel erreicht. Das Ringen der Volksseele nach dem Selbstbewußtsein aller Triebe ist nicht zu verkennen. Immer bleibt es freilich nur Einzelnen vergönnt, tiefer in das eigene Seelenleben und in jenes der Artgenossen hineinzublicken. Gerade diese Einzelnen aber, diese Geisteshelden, sind der Maßstab, den jedes Volk an seine eigene Gestalt, an sein Wesen anlegt, um seine Schönheit, Güte und Vollkommenheit zu messen und zu erforschen.

In dem volkischen Schönheits- und Sittlichkeitsbegriffe muß das allgemein Menschliche als oberstes Merkmal enthalten sein, aber nach einer ganz bestimmten Richtung hin abgestuft und abgetönt, ausgemeißelt und veredelt. Dieser Begriff — eine Art causa finalis — wird durch die beständige und gewiß nicht zufällige Fort- und Neuerzeugung des Volkes oder Stammes zu warmem Leben ausgestaltet. Wie der Künstler aus innerem Triebe heraus sein Werk schafft nach eigenem Gedanken, so schafft ein Volk aus innerem Triebe beständig wieder von neuem und nach ureigenem Gedanken sich selbst als das schlechterdings ewige und gewaltigste Kunstwerk der Welt mit dem eingeborenen Gesetze seiner Schönheit.

Wie sich die Brandung des Meeres aus zahllosen, nach strengen Gesetzen vor sich gehenden Bewegungen der Tropfen und Tröpfchen zusammensetzt, aber doch nur dann, wenn der Odem des Sturmwindes die Wogen gegen ein steiles Ufer treibt, so nimmt die Erhaltung jeder Art und ebenso jeden einzelnen Volkes ihren Lauf nach ungeschriebenen Gesetzen und setzt sich aus den Fortzeugungen der Einzelnen zusammen; aber auch nur dann, wenn alle diese Einzelnen von einer gemeinsamen Ursache in derselben Richtung hin bewegt und getrieben werden, von dem Odem des in ihnen lebenden Begriffes der körperlichen, geistigen und sittlichen Schönheit.

Wenn schon das Dasein verschiedener Völker den Bestand ebensovieler Vollkommenheitsanschauungen und damit auch deren gegenseitige Unmeßbarkeit darthut — denn jeder, der messen wollte, muß so gut ein Volk, wie eine Mutter und einen Vater haben — so kann wol auf die Widerlegung von möglichen Einwänden verzichtet werden. Einer aber soll seiner Allgemeinheit wegen besonders berührt werden. Die Unterschiede zwischen den menschlichen Rassen und Völkern sollen geringer sein, als die zwischen den verschiedenen Spielarten der einen Hundeart. Es kommt zwar gar nicht darauf an, um wieviel die Völker und deren Vollkommenheitsbegriffe von einander abweichen, sondern nur darauf, daß sie wirklich abweichen, aber der Vergleich mit den Hunden hat auch seinen Hinkefuß. Denn allerdings sind die Menschen in körperlicher Beziehung nie in dem Maße verschieden wie Mops und Windhund, Pudel und Bullenbeißer. Wer wollte aber leugnen, daß die Hunde bei aller körperlichen Gegensätzlichkeit doch eine gewisse Einheit des Geistes und ihrer sittlichen Anlagen besitzen. Bei der Einteilung und Wertschätzung der Menschen spielt aber dem Einzelnen, sowie ganzen Völkerstämmen gegenüber das Geistige und Sittliche eine ebenso wichtige Rolle wie das körperlich Schöne, und das letztere überhaupt vielfach nur, sofern es ein Anzeichen des ersteren ist oder zu sein scheint.

Der Unterschied der Menschen und Völker in geistiger und sittlicher Beziehung würde aber keineswegs dem körperlichen der Hunde nachstehen. Wir würden innerhalb der Hundeart, so genau uns dieselbe auch bekannt ist, gar keine Beispiele auffinden, an welchen sich die gegensätzlichen menschlichen Eigenschaften auch nur im Keime aufzeigen ließen. Vielmehr müßten wir solche Beispiele schon in dem Gegensatze ganzer Tiergattungen suchen und etwa Hunde- und Katzenart besonders heranziehen.

Wie der Rachetrieb des Tieres, dessen Trieb, gegen fremde Eingriffe in seine Lebenskreise Widerstand zu leisten, im Bereiche des Menschlichen sich zur Gerechtigkeit veredelt und schließlich zum Gerechtigkeitswahn eines Michael Kohlhaas vergeistigt und zu jenem schauerlich erhabenen Grundsatze: fiat iustitia, pereat mundus; wie der Formensinn der Tiere, der im Nestbau der Vögel, im Städtebau der Ameisen und Bienen so gut als in der Benutzung leerer Schneckenhäuser als Wohnung für verschiedene Seespinnen zum Ausdruck kommt, zu jenem schöpferischen Schönheitsgefühl erblüht, das auf der Akropolis das Parthenon erbaut und in demselben die Athene des Phidias aufgerichtet hat, ebenso erhebt sich der in der Tierwelt meist nur als Gattungstrieb geäußerte Gemeinsinn im höheren Menschentum zu einem opferbereiten Gemeingefühl, das gegenüber den uns ähnlichsten auch am größten ist nnd sich allmählich über die Stufe des Menschentums hinab auf jene alles Lebenden bis in die empfindungslose Welt hinein erweitert und verliert. Dieses Gemeingefühl bezweckt und bewirkt nicht nur die Erhaltung der Art durch Schaffung neuer, mit den Arteigenschaften ausgestatteter Einzelleben, sondern auch die Vervollkommnung dieser Eigenschafteu für die Gegenwart und Zukunft im Sinne des jeder einzelnen Art eigentümlichen Vollkommenheitsbegriffes. Soweit hat auch das Streben nach eigener Veredelung, also jedes Streben nach dem Höchsten im Leben, Kunst und Glauben, das Forschen nach der Wahrheit seine tiefere sittliche Wurzel in dem Gemeingefühle, in dem Triebe

nach Erhaltung der Art. Die weit verbreiteten, in ihrem Wesen so recht arischen Irrtümer von der Wissenschaft als Selbstzweck und von der Kunst als Selbstzweck erhalten sich nur deshalb so lange an der Oberfläche, weil ihnen doch ein Körnchen Wahrheit zu Grunde liegt. Sie sind vielmehr Aeußerungen des sittlichen Gefühles als Schlüsse unseres Denkens und geben Zeugnis von der Achtung, welche wir unwillkürlich vor jedem Streben nach dem Höchsten empfinden, ohne uns weiter über dessen Ursache und Zweck Klarheit verschaffen zu können. Das Ziel ist aber die Erhaltung der Art und der Grund jener geheimnisvoll dahin gerichtete Trieb.

Was bei allen Trieben am meisten geeignet ist, unsere Bewunderung zu erwecken, ist das blinde Auffinden der ihnen dienenden Mittel. Ebenso unerklärlich wie uns der kunstgerechte Nestbau der Vögel erscheint, ist uns auch das Streben nach eigener Vervollkommnung, welches oft mit der ganzen Art im Kriege zu stehen scheint uud doch keinem anderen Zwecke dient, als die Art selbst rein und unverändert zu erhalten. Ja so wenig ist sich oftmals der Einzelne seiner That bewußt, daß er glaubt, sich auf die eigenen Füße gestellt zu haben, und jeder Gemeinschaft entraten zu können, während er in Wahrheit für eben diese Gemeinschaft wirkt und schafft und derselben die Waffen schmiedet für den Kampf gegen innere und äußere Feinde.

Das Beispiel des Archimedes erhält durch diese Gedankenfolge eine ganz besondere Bedeutung. Denn in seiner Arbeit vertieft, um neue Werkzeuge zur Abwehr des Feindes zu erfinden, überhörte er den Kriegslärm in den Straßen und wurde von der Einnahme seiner Vaterstadt so überrascht, daß er dem auf ihn eindringenden Feinde die geschichtlich gewordenen Worte zurief: noli tangere circulos meos! Wie verwerflich würde uns diese Zurückgezogenheit des Archimedes scheinen, wenn wir den Zusammenhang zwischen seiner mühsamen Geistesarbeit und

der Noth seines Vaterlandes nicht erblicken würden. Wir wissen aber, warum Archimedes im Augenblicke der Gefahr allen seinen Scharfsinn aufgeboten hat, und die Geschichtsschreiber, welche diese Erzählung überliefert und getreulich aufbewahrt haben für das Gedächtnis der Nachwelt, sie hatten sicherlich eine Ahnung von deren Bedeutung. Oft aber ist der innere Zusammenhang zwischen geistiger Arbeit und gemeinsinniger Thatkraft nicht in gleicher Weise sichtbar oder wenigstens nicht geschichtlich überliefert. Wir haben aber die Pflicht, immer nach demselben vorerst zu suchen, ehe wir über einen Denker oder Künstler urteilen. Wir werden dadurch unser Urteil von mancher Ungerechtigkeit gegen die Helden des Geistes frei halten.

Nachdem wir nun den Trieb nach Erhaltung der Art in seinen wesentlichen Eigenschaften kennen gelernt und ersehen haben, daß aus dessen Wesen und Bestande ein Streben nach eigener Vervollkommnung sowohl, als auch ein nach dem Grade der Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit der eigenen Art abgestuftes Gemeingefühl hervorgeht, erübrigt es noch, diese Abstufungen selbst einer allgemeinen Betrachtung zu unterziehen. Das Gesinnungsdenkertum, dessen Wesen uns von Eugen Dühring klar und herrlich aufgezeigt worden ist, kommt bei unserer Frage zur Geltung. Denn solche Gedanken wollen, wenn sie zur Reife einer festen Ueberzeugung gelangen, nicht nur gefaßt, sondern auch durchgekämpft sein. Wer einmal zu der Einsicht gelangt, daß in der Aufopferung des Einzellebens für das Volksganze der Weg zu höherer Art und höchstem Heldentum gelegen ist, wird es bei sittlicher Veranlagung auch zu dem Entschlusse bringen, das eigene Leben in den Dienst seines Volkes zu stellen und für sein Volk und dessen fernste Zukunft mehr zu handeln und zu wirken als für sich und seine Nächsten. Nicht nur für den Einzelnen ist dieser Gedanke ein Kampf und Sieg, sondern die Weltgeschichte als Weltgericht läßt Völker, in denen es an Stammesliebe gebricht, dem Todesschicksal verfallen. Denn jedes

Volkstum muß sein Dasein beständig erkaufen und ertrotzen. Mit ehernem Schritte sucht der Volksgedanke Kampf und Sieg. Die Geschichte kennt kein allgemein menschliches Ziel, sondern nur den Kampf der Menschenarten mit einander. Ein Volk kann seinen höchsten Beruf, das Ausleben seiner Art nicht erfüllen, die Bethätigung seiner besten Eigenschaften nicht durchsetzen, wenn es sich nicht seine rechtliche und sittliche Freiheit von fremder Bedrückung zu erhalten weiß. Es ist aber auch nicht werth, zu sein und frei zu sein, wenn es nicht alles, selbst den eigenen Bestand auf das Spiel setzt, um sich zu retten. Gibt es einen Weg vom Allzumenschlichen zum Uebermenschlichen, so führt er durch den Volksgedanken, durch Kampf und Not und Tod. Denn das Böse hat wie das Gute sein eigenes unabhängiges Dasein. Katzenart ist so grundverschieden von jeder Hundeart, daß wir beide nur von unserem menschlichen Standpunkte aus vergleichen können. Jede solche Art hat auch ihr kampfbereites Selbstbewußtsein und es ist ein Zeichen der besonderen seelenkundigen Feinheit E. T. A. Hoffmann's, daß er seinen Kater Murr mit Verachtung auf den Pudel Ponto und das ganze Hundegeschlecht hinabblicken läßt. Wie Katzen und Hunde geborene Feinde sind und diese Regel durch die Ausnahmen nur noch befestigt wird, so muß auch, da unter den menschlichen Arten die Raubtierart sowie jede andere mit bestimmten Zielen auftritt, zwischen besseren und niedrigeren Völkern eine in deren gegensätzlichem Wesen begründete Feindschaft bestehen. Dieselbe würde sich auch in der That von dem Augenblicke ab zu einem Vernichtungskriege entwickeln, in welchem der Raum zu enge und die Nahrungsmittel zu geringe würden. Aber schon vor aller Feindschaft besteht der Gegensatz, auch wo es am Bewußtsein desselben fehlt. Der Weg zur Vollkommenheit kann jedoch nur in der lebenden Bethätigung desselben und damit der eigenen Art gelegen sein; wer wollte zu ahnen wagen, ob es für diesen Weg auch ein unverrückbares Ziel gibt?

Kehren wir wieder zu unserer Grundanschauung von angeborenen Trieben zurück, die in ihrer Wechselwirkung und in ihrem Gleichgewicht die sittliche Höhe des Einzelnen sowie der Art bewirken und bedeuten, so wird sich uns noch die wesentliche Frage aufdrängen, welches Wertmaß wir in Anwendung bringen, wenn wir die einzelnen, von einander verschiedenen, ja selbst einander oft widersprechenden Triebe vergleichen und abschätzen. Bei einer solchen Wertschätzung wirken Vernunft und Gefühl untrennbar zusammen. Nur die Vernunft, welche auf die Beherrschung der Triebe gerichtet ist, kann eine gleiche Beherrschung eines Anderen verstehen und schätzen. Würde sie aber irren und und schließlich zur Einsicht kommen, daß der Andere den Trieb, den wir beherrschen müssen, garnicht besitzt, so wird an Stelle der Wertschätzung bitterer Hohn und Verachtung treten. Diese Verachtung entspringt dem Triebe selbst, der nur an sich und seiner Bethätigung Befriedigung und Wohlgefallen findet. Jede Wertschätzung ist nämlich eine Vergleichung einer gegebenen, als Einheit genommenen Größe mit der abzuschätzenden. Auch wenn wir uns in Sittenregeln einen äußeren Maßstab ausbilden, so ist derselbe so wenig selbst der Wert oder Inhalt des Wertbegriffes, als das Geld den wirtschaftlichen Wert der käuflichen Gegenstände darstellt. Das Geld ist nur das Mittel, auf dem wir die Wertgröße auftragen, gerade wie wir auf einem Zollstab die Längenmaße auftragen. Freilich muß dieser Zollstab eine Länge und das Geld einen Wert haben. Nur darf er nicht dieser Länge oder letzteres diesem Werte gleichgehalten werden. Beide sind abgezogene Begriffe. In gleicher Weise prägen wir den sittlichen Wert aus in Volksbrauch, Sage und Kunst. Wir können den sittlichen Wert verschiedener Sagen ganz gut miteinander vergleichen — den Gebrauchswert. Wir können uns auch in Verhaltungsmaßregeln und Geboten eine Art Papierwährung des sittlichen Wertes schaffen. Nur müssen wir uns von dem Irrtum frei halten, diese Regeln oder jene Sagen selber

für das Sittliche, das Anbetungswürdige zu nehmen. Der Begriff des Sittlichen, also das, was wir einzig und allein als sittlich begreifen können, ist mit der Art und Menge unserer Triebe selbst gegeben, über diese können wir nicht hinaus. Sie sind nicht nur der Urgrund, sondern auch die äußersten Schranken unseres sittlichen Verstehens. Nicht ein kategorischer Imperativ ist unserer Seele von den Eltern und Ureltern her vererbt, sondern ein sittliches Wertmaß. Wir messen mit demselben die Menschenliebe, die Elternliebe, das Heldentum, das Mitleid und den Haß; aus diesem Gefühle heraus beurteilen wir auch, ob an eine Handlung überhaupt der Maßstab des sittlichen Wertes angelegt werden kann oder nicht.

Das sittliche Gefühl ist das Bewußtsein der eigenen sittlichen Triebe. Es läßt sich seiner ganzen Art nach — eben weil es auf dem Kräftegleichgewicht der verschiedenen Triebe beruht — nicht in eine gemeingiltige Formel des Verstandes hineinzwängen, wie dies bisher von allen denen versucht worden ist, welche die Grundlagen der Sittlichkeit erforschten. Auch die Mitleidsformel ist unzureichend. Nicht in einer einzelnen Eigenschaft, nicht in einem einzelnen Lehrsatz läßt sich das Sittliche begreifen, sondern blos in jener Mannigfaltigkeit, in der es sich im Leben darstellt. Der Gemeinsinn ist allerdings immer der Brennpunkt, in welchem sich die Strahlen aller Triebe, die sittlich bewertbar sind, vereinigen. Aber wer wollte behaupten, daß es ein bestimmtes, bestes Verhältnis aller einzelnen menschlichen Triebkräfte giebt, das wir sozusagen rechnungsmäßig auffinden könnten? Und wenn es ein solches Verhältnis giebt, wer wollte behaupten, daß es auch das Ziel der Entwicklung des Sittlichen sei? Ein solches allgemein giltiges Ziel müßte aber vorhanden sein, wenn die Sittlichkeit aus dem allgemein Menschlichen heraus sich begründen ließe, sei es aus dem Mitleide Schopenhauers oder der Nützlichkeit Mill's und der „Utilitarier". Die letztere Schule kommt in ihrem Streben, in dem Nutzen die Grundlage des

Sittlichen zu finden, jenen gleich, welche ein höchstes Lebewesen in Gedanken aufbauen wollen, das seine Zwecke auf die vollkommenste Art erreicht. Aber sie bedenken nicht, daß der Fisch seine Zwecke ebenso gut erreicht als der Vogel die seinen, daß es eben keine allgemeinen Zwecke giebt. Ebenso giebt es auch nichts allgemein Nützliches. Ohne Rücksicht auf den Unterschied der Arten, welche sich in ihrem Wesen und mit ihrem Wesen besondere Zwecke schaffen, kann es keine stichhaltige Begründung des Sittlichen geben.

Wenn sich das Sittliche aus dem Nützlichen entwickelungsgeschichtlich herausgebildet hat, so liegt doch der Nutzen dem Sittlichen nur in der Weise zu Grunde, wie etwa die Verhältnisse der Schwingungszahlen der Schönheit eines Tonstückes. Wenn erst die Kunst des Rechnens einen Denker zum Tonkünstler machen wird, dann freilich kann auch die Weisheit an die Stelle der Sittlichkeit, der Begriff an die Stelle der Leidenschaft treten. Dann wird es vielleicht auch etwas allgemein Schönes, etwas allgemein Nützliches nnd etwas allgemein Sittliches geben. Bis dahin aber müssen wir uns mit dem besonderen, innerhalb der Artgrenzen liegenden Schönen, Nützlichen und Sittlichen begnügen. Wo wären auch die Marksteine eines sich zeitlich entwickelnden allgemein Sittlichen? Steht die mitleidvolle Gestalt Christi dem letzten Ziele näher als jene des rauhen Michael Kohlhaas? Bezeichnet uns das Heldentum Siegfrieds den Weg oder das Lachen des Kindes? Liebe oder Gerechtigkeit? Mitleid oder Strenge? Weisheit oder Begeisterung? Streben nach eigener Vollkommenheit oder thatkräftiger Gemeinsinn? Diese und tausend andere Fragen lassen sich schlechterdings nicht beantworten, wenn man nicht das wechselnde Verhältnis der Triebanlagen zu einander in Betracht zieht, wie es bei verschiedenen Völkern in Erscheinung tritt und sich als Unterschied des sittlichen Gefühles, also des Wertmaßes zu erkennen giebt.

Dieser Wechsel bringt die buntesten Erscheinungen zu Tage. Ein ewiges Kräftespiel ist die Losung der körperlichen, geistigen und sittlichen Welt. Die größten Leistungen werden durch die Vereinigung gleichwirkender Kräfte erzielt. Sie können aber nur gethan werden, so lange ein gleichwertiges Hindernis im Wege steht. Für jede That muß etwas zu thun sein. Für die weitreichende Zusammenfassung der Christusgläubigen hat es an dem Widerspiele gefehlt, das erst mit der mäligen Auflösung des christlichen Zusammenhangs anhebt. Hat uns aber eine fehlgreifende Verstandeseinsicht irre geleitet nach allgemein menschlichen Zielen hin, so muß es wieder eine That des Verstandes sein, über das Ziel des weltgeschichtlichen Strebens jedes einzelnen Volkes aufzuklären. Auch die älteste Weisheit, welche diesem Zwecke dienen kann, müssen wir neu gewinnen, um sie zu besitzen. Einsichten, welche unseren Altvordern von selbst eingeleuchtet hätten, müssen von neuem begründet und bis zur Unwiderlegbarkeit bewiesen werden.

Der geschichtliche Augenblick ist dem volkischen Gedanken günstig und wir haben die vollgiltige Erkenntnis unserem Geiste und die That unserem Gewissen abzuringen. Wenn das Sittliche, das in der Siegfriedart des deutschen Volkes liegt, jetzt nicht zur leuchtenden Klarheit erhoben wird, wo die Freiheits- und Einheitskämpfe der Jahre 1813 und 1870 von unten herauf den auf Erhaltung der Stammes- und Volkesart gerichteten Trieb mächtig erweckt haben, so müssen erst noch kommende Jahrhunderte abgewartet werden, wenn überhaupt Zeit zu verlieren wäre. Wer weiß, ob so mächtige Stürme wiederkehren. Der Trieb ist nun erwacht; für jene aber, welche ihre Triebe durch die Vernunft zu beherschen suchen, muß das Vernünftige, das Edle in demselben aufgezeigt werden, kurz die Wahrheit, welche der Kampf unseres Volkes um seine beste Art in eine weltgeschichtliche That umsetzen soll. Das Einsehen und Erkennen dieser Wahrheit würde wenig frommen. Die Bürgschaft für ihren Sieg — wenn es

eine solche giebt — liegt in dem Triebe. Denn „wenn die Wahrheit im Streite mit Kräften den Sieg erhalten soll, muß sie selbst zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen". Der Trieb selbst aber, der zu mächtigen Thaten erweckt zu sein scheint und der Sachführer einer großen Wahrheit im Reich der Erscheinungen ist, bleibt vorläufig unbeirrt dadurch, daß die Frage: was ist Deutsch? noch nicht gelöst ist. Sofern wir nur alle recht fühlen, was Deutsch ist, wollen wir gerne jene Zeit abwarten, in der uns ein Denker den Inhalt dieses Gefühles in einfache Gedanken und Erkenntnisse auseinander setzt. Indessen bauen wir auf die unerschütterliche Grundlage dieses Gefühles selbst und auf dessen weltgeschichtliche Bedeutung unsere deutsche Welt- und Lebensanschauung.

2. Gemeinsinn, Gemeingefühl, Begeisterung

Froh verhöhnt das königliche Leben
Deine Taumel, niedre, feige Lust!
Der Vollendung Ahnungen erheben
Ueber Glück und Zeit die stolze Brust.

Hölderlin

Der Sinn oder Trieb, gegen Verletzungen von außen Widerstand zu leisten, kommt jedem Tiere zu. Den ähnlich gearteten Widerstand, den Pflanzen leisten, können wir nicht auf einen Trieb zurückführen, wir betrachten ihn vielmehr als stoffgesetzliche Folge der Verletzungen selbst. Wir können zwar nicht mit voller Sicherheit annehmen, daß — (wie Wiesner in den „Elementen der wissenschaftlichen Botanik“ sagt) — alle Lebensprozesse der Pflanzen auf die Wirksamkeit mechanischer Kräfte zurückzuführen sind; wir können auch, wenn wir diese Voraussetzung annehmen, ihr keine „apodiktische Gewißheit“ zuschreiben, wie dies Hausegger in seinem Werke: „Musik als Ausdruck“ thut. Denn wir würden bald auf beachtenswerten Widerspruch stoßen. So hat erst neuerdings ein ebenfalls hervorragender Forscher, Kerner R. v. Marilaun in seinem prächtigen „Pflanzenleben“ den Pflanzen Instinkt und Empfindung zugesprochen! So wahr und schön aber auch Kerners Naturanschauungen an Kant, Fries und Schleiden anknüpfen, so wird sich doch diese Vermutung oder Annahme kaum Bahn brechen. Auch würde sie leicht zu einer Verwaschung der Begriffe Instinkt und Empfindung führen und zuletzt zur Empfindung, Lust und Unlust der Atome. (Vergl. Zöllner.) Es ist des Guten genug gethan, wenn bei der Erklärung der pflanzlichen Erscheinungen der „Lebenskraft“ ihre Geltung insoweit belassen wird, als die stofflichen Vorgänge noch ungenügend erhellt und erforscht sind.

Freilich ohne Lebenskraft geht es heute noch nicht. Wo die Naturerklärung auf sie verzichtet, verfällt sie unrettbar der gelehrten Frase. Ich möchte dafür gleich aus demselben

Werke Kerners ein Beispiel anführen. Dem großen Welträthsel der Vererbung gegenüber, durch welche mittels je einer einzigen winzigen Zelle hunderttausende von Pflanzen- und Tierarten alle ihre Arteigenschaften von Geschlecht zu Geschlecht übertragen, sollten wir unser Unvermögen, dieses Räthsel auch nur zu deuten, ehrlich und unumwunden eingestehen. Die alte Einschachtelungslehre, nach welcher in dem Keimling die ganze Art enthalten ist, sammt neuen Keimlingen u. s. w., führt uns in ein unendliches Wirrsal. Eine Zelle, welche auch dem scharf bewaffneten Auge des Menschen als letztes Sichtbares erscheint, als letzte Lebenseinheit, welche so klein ist, daß erst viele Milliarden das Tausendstel Eines Grammes wiegen, ist allmächtig genug, eine ganze Art durch Jahrtausende mit all ihren Eigenschaften zu erhalten und in ewiger Verjüngung neu zu schaffen! Und eine ebensolche Zelle, von der ersten ununterscheidbar, pflanzt wieder eine ganz andere Art fort! Das ist das große Räthsel des Lebens. Bedenken wir nun, daß es fast eine halbe Million Tier- und Pflanzenarten gibt, die alle sich durch Vermittlung einzelner Zellen fortpflanzen, und halten wir diesem Umstande die Ausführung Kerners gegenüber, daß wir uns dies nur **erklären können** aus der „spezifischen Konstitution des Protoplasmas", so zeigt sich deutlich, wie klein einer gewaltigen Naturthatsache gegenüber sich — eine gelehrte Frase ausnimmt. —

Lassen wir nach alledem die Pflanzenwelt bei unseren weiteren Untersuchungen ganz beiseite und halten wir nur fest, daß in der Tierwelt der Trieb, gegen Verletzungen Widerstand zu leisten, ganz zweifellos ist. Derselbe Trieb, der Selbsterhaltungstrieb aber gestaltet sich im Bereiche des höheren Tierlebens in den Rachetrieb um. Im Menschen tritt noch das Bewußtsein hinzu und verwandelt ihn in das Rachegefühl. Erst der Widerstreit zwischen Rachegefühl einerseits, Gemeingefühl, Mitleid, Liebe andrerseits führt uns zu den Handlungen der Gerechtigkeit. Ein besonderes Gerechtigkeitsgefühl gibt es aber nicht. Derjenige Zustand unserer Seele, den wir so nennen, ist

schon eine Verbindung des Fühlens und Ueberlegens. Darum können wir wol von einem gerechten Urteile und einem edlen Gefühle sprechen, aber nicht von einem edlen Urteile und einem gerechten Gefühle.

Einen ähnlichen Weg aus dem Unscheinbaren heraus nimmt auch der Gemeinsinn. Derselbe treibt und befähigt die Tiere zum Stock- und Herdenleben, zu gemeinsamen Unternehmungen, zum Aufbau förmlicher Staaten verschiedenster Verfassung. Es ist zu bekannt, als daß man es erst erwähnen müßte, zu welch' hoher Stufe des Gemeinlebens es Bienen, Ameisen, Wespen u. dergl. bringen. Man denke ferner an die Wanderzüge der Heuschrecken, Ratten und Zugvögel, an das Storchgericht, in welchem vor Beginn der Wanderung alte schwache Störche, welche die lange Reise nicht mehr vertragen würden, von den Artgenossen getödtet werden. Man denke an die Hundeherden in der Hauptstadt des türkischen Reiches oder an die Geselligkeit mancher Affenarten z. B. der Schimpansen. Daß bei vielen Tiergattungen ein hochentwickelter Trieb zur Geselligkeit besteht, kann nicht bezweifelt werden. Inwiefern sich dieselbe aus dem Gattungstriebe entwickelt haben mag, bleibe vorläufig unerörtert. Tritt zu dem Geselligkeitstriebe oder Gemeinsinn noch das Bewußtsein desselben hinzu, tritt also zu dem Herdentriebe das eigentümlich Menschliche, so erhebt sich der Gemeinsinn zum Gemeingefühl.

Der Zusammenhang zwischen Geselligkeitstrieb und Gemeinsinn liegt auf der Hand. Denn jede, also auch tierische Geselligkeit macht gewisse Einschränkungen des Einzelwesens unbedingt notwendig. Ameisen, die gesellig leben wollen, dürfen sich gegenseitig nicht auffressen, sonst können sie ihrem Geselligkeitstriebe nicht genüge thun. Kurz gesagt, der Trieb zur Geselligkeit bringt notwendig eine gewisse Einschränkung des blos nach dem eigenen Ich fragenden Einzelwillens mit sich und somit jene Rücksichtnahme auf das Wohl und Wehe anderer, welche jeder

Sittlichkeit als Grundlage dient. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Geselligkeitstrieb diese Rücksichtnahme hervorbringt, sondern nur, daß ersterer nicht ohne die letztere bestehen kann. Beide aber bedürfen, um sich im Leben offenbaren, um überhaupt wirklich werden zu können, der Mithilfe der überlegenden Vernunft, welche einzig im Stande ist, einen Kreis zu ziehen, innerhalb dessen der Trieb nach Geselligkeit Befriedigung suchen kann und so auch den Umfang zu bestimmen, in welchem die Rücksichtnahme auf Wohl und Wehe anderer geübt wird. Denn Niemand wird heute noch die Behauptung aufstellen, daß ein Tier seine Artgenossen blos unbewußt (instinctiv) erkennt. Die Thatsache, daß die Tiere meist ebensoviele Sinne wie der Mensch besitzen und oft einzelne von höherer Ausbildung, läßt wohl darauf schließen, daß z. B. ein Schimpanse den anderen nach Gestalt, Farbe, Geschrei, wahrscheinlich auch nach dem Geruche erkennt. Damit ergiebt sich für unsere Betrachtung, daß schon auf der frühesten Stufe der Entwicklung des Gemeinsinns und damit des Sittlichen Gefühl und Vernunft in einer so notwendigen Wechselwirkung stehen, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn diese Wechselwirkung bei der Höherentwicklung beider nur noch inniger und verwickelter wird und schließlich sogar durch den Schein der Unentwirrbarkeit zu dem Irrtum Anlaß gibt, daß eine Entwirrung wirklich unmöglich sei. Wir haben hingegen gesehen, daß wenn man nur weit genug in die Tiefe dringt und den beiden Wurzeln nachgräbt, ganz wol zu erforschen ist, welchen Weg eine jede nimmt und was eine jede zu dem vereinigten Ergebnisse ihrer Wirkungen beiträgt.

Der Beistand der Vernunft, welchen der Gemeinsinn und in höherem Maße das Gemeingefühl erfordert, ist nicht erheblich größer als derjenige, welchen die Erhaltung der Art, also der Gattungstrieb erheischt. Dieser Gattungstrieb aber richtet sich in erster Reihe auf Artgenossen und zwar auf solche, die durch besondere dem Artgeiste entsprechende Eigenschaften ausgezeichnet

sind. Zu diesen Eigenschaften gehören schon bei den Tieren auch solche, welche wir, wie z. B. den Mut, als sittlich bezeichnen müssen. Darnach wird der Gemeinsinn solchen Einzelwesen oder Gruppen von Einzelwesen gegenüber am ausgeprägtesten in Wirksamkeit treten, welche dem der Gattung eigenen Vollkommenheitsbegriffe — oder kurz dem Gattungsbegriffe am besten entsprechen. Das heißt, die größte Anteilnahme wird dem Wohle solcher Gattungsmitglieder gelten, welche den Gattungsbegriff am reinsten in der Wirklichkeit darstellen. Abermals tritt hier die Vernunft richtung- und maßgebend in den Wirkungskreis des Gefühles hinein. Entfernteren Ausprägungen des Gattungsbegriffes gegenüber ist der Gemeinsinn selbstverständlich geringer. Er nimmt stufenweise oder richtiger unvermerkt ab, bis er endlich an der Grenze der empfindenden Lebewesen ganz und gar verschwindet. Er würde sein Gebiet sofort erweitern, wenn unsere Vernunft auch in den Pflanzen Empfindung entdecken oder vielmehr die von Leitgeb und Kerner bereits ausgesprochene Vermuthung sich bestätigen würde.

Da es in der Natur selbst keine Gattungen und Arten giebt, sondern nur eine unzählbare Reihe von Einzelwesen, und da nur unsere Vernunft, um die Welt begreifen zu können, solche große Abteilungen der Unzahl von Einzelwesen und deren Einteilung in eine mehr oder weniger große Zahl von Arten oder Einheiten irgend welcher Art schaffen muß, so ist es begreiflich, daß auch der Gemeinsinn in ganz gleicher Weise von der Vernunft erfaßt und beeinflußt wird. Während nämlich die wahre Anteilnahme immer nur einzelnen, wenn auch vielen lebenden Wesen in dem Maße ihrer Aehnlichkeit mit unserem obersten Artbegriff, welchen wieder jeder aus sich selbst und aus der Beobachtung Anderer heraus schöpft, entgegen gebracht werden kann, teilt unsere Vernunft alle Lebewesen und so auch die Menschen in große Gruppen und diejenigen, welche nun selbst zu träge oder unfähig sind, aus sich heraus den Gattungs- oder den Artbegriff

zu schöpfen, gewinnen in dieser Einteilung eine Hilfe für ihr irrendes Gefühl, welche ihnen so viel wert sein und bedeuten muß als dem Lahmen die Krücke. Es mag immerhin sein, daß die große Mehrzahl dieser Krücken bedarf. Nur für außerordentlich Wenige, die Fliegenden nach Nietzsche oder die Uebermenschen, ist sie entbehrlich. Für das Gefühl der anderen Menschenkinder ist sie ebenso nötig und unentbehrlich, wie die Einteilung der Welt in allgemeine Begriffe für unser Denken. Sowie das Denken ohne allgemeine Begriffe sich in Nichtdenken oder ein uns unbegreifliches Götterdenken auflösen würde ohne Zusammenfassung der einzelnen Erscheinungen in allgemeinere Gruppen, ebenso würde das Fühlen übermenschlich d. h. unmöglich werden ohne diese notwendige Hilfe. Zu dem obigen Beispiele von dem Vorhandensein der unzählbaren, wenn auch nicht unendlichen Reihe von Einzelwesen, sei nur noch bemerkt, daß wir in dem Worte Einzelwesen ebenso eine unentbehrliche Verallgemeinerung aufnehmen, wie in der Einteilnng der ganzen Reihe in Gattungen und Arten.

Wer uns raten wollte, der Natur zu folgen und die Welt nicht in allgemeinen Begriffen, sondern in den einzelnen Erscheinungsthatsachen begreifen zu wollen — und es giebt heutzutage solche Ratgeber — der beweist dadurch nur, daß er keine Ahnung von der mühsam aufgestapelten Erfahrung und Denkarbeit hat, welche in jeder solchen Einteilung enthalten ist. Er beweist, daß er kein Verständnis für den Weg besitzt, auf welchem wir das Sein begreifen. Denn begreifen heißt einteilen, nämlich in Begriffe umsetzen, also Einzelerscheinungen in allgemeine Gruppen vereinigen, diese Gruppen wieder mit einander u. s. w, bis zu dem letzten Begriffe des Seins selbst.

Ganz ähnlicher Art sind die Einwürfe, die ich zunächst gegen den vorgetragenen Gedanken des Gemeinsinns als Grundlage des Sittlichen erwarte. Dieser Gemeinsinn nämlich läuft alle Stufen hinab von der höchsten todeslüsternen und opfermutigen Begeisterung für unserer Lieben und unseres Vaterlandes Wohl bis zur weichlichen und thatenflüchtigen Anteilnahme an dem Leiden aller Menschen, bis zum Mitleiden mit dem Tiere und verläuft schließlich in den Sand des Zweifels, ob nicht auch die Pflanze Empfindungen habe und Mitgefühl verdiene, oder ob sie seelenlos sei.

Man wird einwenden, daß in allen Völkern das Menschliche, das Reinmenschliche ausgeprägt ist; und wie könnte es diesem, für alle Völker giltigen Begriffe des Reinmenschlichen gegenüber, möglich sein, die Grundlage des Sittlichen auf den Unterschied der Völker und Stämme von einander und dann wieder auf den Unterschied des Menschen vom Tiere u. s. w. aufzubauen? Hört dann das Gemeingefühl an den Stammesgenossen auf? Und außerhalb dieser Grenzen fängt ein neues Gemeingefühl an? Und an der Grenze des Menschentums ist es nur noch Gemeinsinn? Worin liegt der Unterschied des Mitleids mit einem Menschen und mit dem Tiere? Haben nicht beide den gleichen Gemütszustand zur Voraussetzung? u. s. w. Wir können füglich diese Art Fragen nach dem Vorausgeschickten als erledigt betrachten. Laufen sie doch darauf hinaus, den reichen Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen, welcher der Einteilung der Menschheit in Völker zu Grunde liegt, zu vernachlässigen und die wissenschaftliche Denkerarbeit, welche zur Auffindung und ranggemäßen Einordnung der menschlichen Stämme nötig war, unberücksichtigt zu lassen, blos wegen des nun einmal allgemein gewordenen, aber darum nichts weniger als richtigen Grundsatzes oder Vorurteils, daß das Sittliche aus dem Reinmenschlichen heraus begründet werden müsse; während nicht mehr daran zu zweifeln ist, daß gerade an diesem Irrtum alle bisherigen Versuche, das Sittliche in seiner Wurzel aufzufinden, gescheitert sind. Das Sittliche muß vielmehr aus dem Einzelleben heraus begründet werden und aus dessen Beziehungen zur engsten Gemeinschaft und diese überschreitend zu immer erweiterten Gemeinschaften

bis an jene Grenze hin, an welcher unsere Vernunft das Leben selbst beendigt wähnt.

Sobald wir von Einzelleben ausgehen, müssen wir uns auch des obigen Beweises erinnern, daß Vernunft und Gefühl in Wechselwirkung stehen, und daß demnach der Einzelne dem Triebe des Gemeinsinns nicht anders Genüge leisten kann als nach jenen Grenzen, welche die Vernunft um die einzelnen Gruppen und Arten der Lebewesen zieht. Wollten wir die auffälligsten und auch bei geringster Betätigung unserer Erkenntniskraft nicht übersehbaren Unterschiede der Menschen und deren gruppenweise Uebereinstimmung, die wir in den Begriffen der Rassen und Stämme und nach deren teilweiser Vermischung in denen der Völker vor uns haben, unbeachtet lassen, d. h. also von einem Begreifen der Menschheit, in welchem jeder einzelne geübt ist, grade bei der Auffindung der Grundlage des Sittlichen absehen, während wir doch sonst im täglichen Leben und in der Welt- und Sittengeschichte die Menschheit nie anders begreifen können denn als bestehend aus solchen Gruppen, so könnten uns über einen solchen grundsätzlichen Irrtum die geistreichsten Wendungen eines späteren Beweisganges nicht mehr hinweghelfen.

Es ist aber bezeichnend für den Gang aller bisherigen Untersuchungen unserer Frage, daß in keiner derselben über Inhalt und Wesen des Gemeingefühls oder der Vaterlandsliebe ein Aufschluß zu geben versucht wird. Nicht daß etwa das thatsächliche Vorhandensein eines solchen wirksamen Gefühles den Forschern unbekannt geblieben wäre — wie wäre dies auch möglich — aber es paßte nun einmal nicht zu den sonst gefundenen Gründen, es ließ sich nicht leicht erklären und kam einfach in eine dunkle Ecke. Hume erwähnt allerdings gelegentlich in einer Anmerkung, daß „die Natur jedem Menschen eine höhere Zuneigung für sein eigenes Land eingepflanzt hat"; aber schon die unklare Fassung dieses Satzes entbindet uns eines näheren Eingehens. Und so können wir füglich auch mit Stillschweigen

hinweggehen über seine daran geknüpfte Erklärung, „daß solange Jeder für das Wohl seiner eigenen Mitbürger Sorge trägt, die allgemeinen Interessen der Menschheit mehr gefördert werden, als durch schwankende unbestimmte Ansichten über das Wohl der Gesammtheit, aus denen niemals eine wohlthätige Handlung aus Mangel eines gehörig abgegrenzten Objektes, an welchen sie sich versuchen könnten, hervorgehen könnte." Für uns genügt hier das immerhin wertvolle Zeugnis Humes, daß die Natur jedem Menschen eine höhere Zuneigung für sein eigenes Land eingepflanzt hat, und wir bleiben wohl dem Geiste dieses Denkers getreu, wenn wir der Deutlichkeit halber für Land lieber Volk setzen.

Sowie es an einem Versuche der Erklärung der Stammesliebe noch gänzlich mangelt, so würden wir auch bei allen Sittenschriftstellern nach einer Auslegung jenes wunderbaren Seelenzustandes vergeblich suchen, den wir Begeisterung nennen. Sind aber nicht gerade diese beiden, von unserer Wissenschaft so stiefmütterlich behandelten Regungen der Seele es gewesen, welche bisher noch alle großen Handlungen und Wandlungen der Weltgeschichte gewirkt haben? Offenbart sich nicht in der Begeisterung die Tiefe jeder Seele? Ist sie nicht das Senkblei, das wir in die Herzen unserer Mitmenschen werfen, um ihre Tiefe zu ergründen? Ebensowie die Vaterlandsliebe ist auch die Begeisterung unerklärbar ohne die Annahme des Gemeinsinns. Wenn auf der ganzen weiten Erde nur Ein Mensch lebte, so würde es keine Begeisterung geben. Nichts vermöchte diesen einzigen Menschen in eine begeisterte Stimmung zu versetzen, weil es bei dem großen Unterschiede zwischen Tier und Mensch nur einen schwachen Gemeinsinn gäbe.

Wir haben oben nachgewiesen, daß der Trieb nach Erhaltung der Art, der aller Wahrscheinlichkeit nach die Grundlage des Gemeinsinns ist, zugleich das Streben nach Veredlung der Art mit sich bringt. Sowie in jedem Einzelwesen die ganze Reihe

seiner aus ihm hervorgehenden Nachkommen gedanklich (ideell) mitgegeben ist, so ist mit dem Selbsterhaltungstriebe gedanklich auch die ganze entwickelungsgeschichtliche Veredlung der Zukunft, das Streben nach einem letzten, höchsten Ziele mit gegeben. Dieses Streben vertieft sich durch das Gemeingefühl zu jener besonderen Art zu denken, die wir im alltäglichen Leben schlechthin als idealismus zu bezeichnen pflegen. Idealismus ist nichts anderes, als eine, auf der Grundlage selbstbewußten Gemeingefühles aufgebaute Gesinnung, welche in den Sorgen für das Wohl Anderer, für das Wohl der Gemeinschaft, des Stammes, des Volkes, der Menschheit, der gesammten Lebewelt, ihr edelstes Genügen findet. Alle unsere Gefühle und Triebe können in bestimmten Augenblicken auf entsprechende Anreizungen oder Veranlassungen zu einem Grade der Heftigkeit gesteigert werden, den wir als leidenschaftlich bezeichnen. Wird das Gemeingefühl bis zur Leidenschaft gesteigert, so nennen wir diesen Zustand Begeisterung. Begeisterung ist das zur That drängende, zu leidenschaftlicher Gluth erhobene Gemeingefühl. Begeisterung macht die Thaten höchsten Heldentums möglich, die Aufopferung des eigenen Lebens für das Glück Anderer und die Ueberwindung aller anderen menschlichen, eigennützigen und nicht eigennützigen Gefühle, ja des Willens zum Leben selbst.

Wir haben die Entwickelung des Gemeinsinns von seinen ersten unscheinbaren Anfängen als Trieb zur Geselligkeit durch das Gemeingefühl hindurch bis zur höchsten Blüte menschlicher Sittlichkeit, bis zur begeisterten und begeisternden That des Helden verfolgt. Dabei sind wir zu der wichtigen Einsicht gelangt, daß die Frage des Sittlichen eine solche der Entwicklungsgeschichte ist. Vorläufig ist uns aber der Gemeinsinn als Grundlage des Sittlichen ebenso eine letzte seelische Thatsache, wie der Gattungstrieb und der Widerstand gegen Verletzungen. Ohne Zuhilfenahme irgend welcher anderer Beweggründe sind wir im stande, alle sittlichen Handlungen und Gefühle von den unbedeutendsten bis zu den erhabensten zu erklären.

Mag auch der Gattungstrieb für die Erhaltung der Art das Notwendigste und Unentbehrlichste verrichten, so darf doch nicht vergessen werden, daß auch dieses Notwendigste nicht ohne Gemeinsinn geschehen könnte. Auch besteht zwischen beiden ein inhaltlicher Gegensatz. Denn der Gattungstrieb ist nur nach der eigenen Befriedigung gerichtet und in gleicher Weise vom Leibe abhängig wie Hunger und Durst. Man könnte freilich behaupten, daß auch der Trieb zur Geselligkeit und der Gemeinsinn blos sich selbst befriedigen wollen, und daher das Kennzeichen des Sittlichen blos der Form gilt und dem Scheine. Dieser Einwand ist jedoch nicht stichhaltig. Schon in dem Ziele des Triebes liegt das Wohl des anderen und die Rücksichtnahme auf deren Wehe mit inbegriffen. Das Kennzeichen und Wesen des Sittlichen haftet also dem Wesen und Inhalte des Gemeinsinns an, und an dieser höchst wichtigen Thatsache ändert es nichts, daß die Bethätigung des Sinnes dem Einzelnen auch eine gewisse Befriedigung schafft und Vergnügen bereitet.

Aehnlichen Irrtümern und Mißverständnissen muß deshalb vorgebeugt werden, weil sie in dem dieser Angelegenheit gewidmeten Schrifttum gar nicht selten sind, und auch namhafte Denker wie z. B. Helvetius versucht haben, das Mitleid, eine abgeleitete besondere Erscheinungsform des Gemeinsinns, auf die Ichsucht zurückzuführen, nämlich auf die Befreiung von dem unangenehmen Gefühle, das uns das Leiden anderer bereitet. (Neuerdings spukt derselbe Fehlgriff in Nietzsche's „Jenseits von Gut und Böse", S. 165.) Helvetius übersah freilich dabei, daß es gerade auf die Frage ankommt, wie uns fremdes Leiden ein unangenehmes Gefühl bereiten kann, und darauf, warum uns fremdes Glück angenehm und je nach dem Grade der Liebe, je nach dem Grade der Gemeinschaft in verschiedenem Maße ange-

nehm ist. Diese Verschiedenheit reicht von dem Zustande seligster, das eigene Dasein vergessender Mitfreude bis zur völligen Gleichgiltigkeit, vom Ueberquellen des Gefühles bis zu dessen gänzlichem Mangel. Auf alle diese Fragen gibt die Lehre vom Gemeinsinn eine einfache, klare, weil der Wirklichkeit abgelauschte, den Thatsachen entsprechende Antwort.

---

3. Der Gemeinsinn in Religion und Philosophie

Die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit, es auszuführen.

Göthe an Eckermann

Ueber den sittlichen Grundtrieb, der im Gemeinsinn zum Ausdruck kommt, werden wir in den bestehenden Religionen ebensowenig Aufklärung finden wie in der Philosophie. Was die ersteren betrifft, so kommen als wesentlich nur Buddhismus und Christentum in Betracht. Auf das letztere wollen wir, soweit es für den Hauptzweck dieser Untersuchung nötig ist, näher eingehen. Das Sittigende des Christentums liegt, wie bei jeder ausgebildeten Religion, einerseits in den eigentlichen Lehrsätzen oder Geboten und andrerseits in der Göttersage. In keinem dieser beiden Teile sind auch nur Andeutungen über das Einstehen des Einzelnen für sein Volk oder über den Streit der Völker untereinander gegeben.

Nur in ganz niedrigen Religionen, welche rein volkstümlichen Ursprungs sind und auch nicht den Antrieb zur Verbreitung in sich tragen, welche daher den vordringenden allgemeineren Religionen leicht erliegen, sind die Verhältnisse anders. So hat sich das Judentum den Vollkommenheitsbegriff seiner Rasse zum Gotte gestaltet, und der Gott des alten Bundes ist nur Rassengott, der die Juden zum Siege über alle anderen Völker bringen soll. Die anderen Völker sind zur Unterwerfung bestimmt und darum müssen auch ihre Götter schwächer sein, oder falsche Götter. So wurde der Gott des alten Bundes — vom Rassenstandpunkte aus — zum obersten und schließlich zum einzigen Gotte.

Vom Christentum hingegen konnte seiner ganzen Entstehungsart nach, wie sie uns von Bruno Bauer aufgezeigt worden ist, der Unterschied der Völker nicht besonders wahrgenommen werden, da sie ja alle im römischen Weltreiche aufgegangen waren; das Christentum fühlte sich gerade berufen, die Lösung jenes Rätsels,

an dem das alte heidnische Rom gescheitert war, zu versuchen: wie nämlich alle Völker zu einem gemeinsamen Zwecke d. h. zu einem gemeinsamen Staate zu vereinigen wären. Ein hoher großartiger Gedanke, aus schwärmerischem Gefühlsüberschwang und Unkenntnis der Welt geboren. Kein Wunder, daß das Christentum an dieser Aufgabe Schiffbruch gelitten hat und sich seit der Großthat Luthers auf andere lösbare Aufgaben beschränken mußte. Der wahrhaft allgemein menschliche Zweck ist eben nur durch den Widerstreit und nicht durch die Uebereinstimmung der Völker erreichbar.

Obwohl es im Wesen des Christentums lag, daß es blos bis zu einem: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", nicht aber zu einem: „Liebe dein Volk mehr als dich selbst" gelangen konnte, so hat doch zu jeder Zeit und nicht zum geringsten auch im Mittelalter eine Aufopferung des Lebens für das Vaterland Bewunderung und sittliches Mitgefühl und den Ehrgeiz der Nachahmung erweckt. So wenig das Christentum durch seine Nächsten- und Feindesliebe die germanische Liebe zum Kampfe hat verdrängen können, zum Kampfe nicht für den Nächsten und nicht für Nächstes, sondern für Fernstes und Zukünftiges, ebensowenig hat es diesem Kampfe für Recht, Freiheit, Ehre oder für vermeintliche Wahrheit — welche immer auch Haß gegen Nächste mit einschließt, — das Zeichen des Unedlen oder auch nur Unchristlichen aufzudrücken vermocht. Jeder solche Kampf für höchste und deshalb fernste Güter der Menschheit oder eines einzelnen Volkstums steht aber solange im Gegensatze zur Nächstenliebe, als alles Menschliche als Nächstes und jeder Mensch als Nächster betrachtet und unterschiedslos der christlichen Liebe teilhaft werden soll. Es ist nun allerdings niemals eine derart unterschiedslose Nächstenliebe wirklich in Erscheinung getreten, weil auch der frömmste Christ mehr von seinen sittlichen Trieben als von seinen christlichen Vorstellungen zum Handeln bestimmt wird. Auch schon als Ziel und Vollkommenheitsbegriff muß

diese Nächstenliebe schädlich, das Sittliche auflösend, wirken, wenn sie wirklich verstanden und tief erfaßt wird. Denn sie untergräbt den Stolz des gewissenhaften Mannes, der seines Hasses sich oftmals nicht erwehren kann und dann — statt der christlichen Lehre zu folgen — das Beispiel selbst nachahmt, das der Erlöser gab, als er die Krämertische umstürzte und die Händler aus dem Tempel vertrieb. Es ist aber wohl begreiflich, warum wir in den Weltreligionen keine richtige Abgrenzung und stufenhafte Bestimmung des Gemeingefühles antreffen, welche etwa auf die erste Stufe Gott, auf die zweite Volk, Stamm und Sippe u. dgl., auf die dritte die Menschheit und auf die vierte die Tierwelt setzen würde; denn derartige Unterscheidungen sind so sehr im Wesen unserer ureigenen, unveränderlichen und unausrottbaren Triebe und der dieselben begleitenden Vorstellungen gelegen, also mit ihnen selbst schon gegeben, daß keine Glaubenslehre Veranlassung hat, etwas als nützlich oder zum ewigen Heile nötig anzubefehlen, was ohnedies, auch ohne jeden Befehl geschieht.

Auffallend bleibt es, daß trotz aller künstlichen Niederhaltung der Herden- und Stammesgefühle durch Religion und Pflichtenlehre, daß trotz Nächsten- und Feindesliebe die auf Erhaltung des eigenen Stammes gerichteten Triebe noch nicht verschwunden oder verkümmert, ja kaum noch erheblich abgestumpft sind. Um so weniger unterliegt es daher einem Zweifel, daß wir es in der Stammesliebe mit einem, jeder menschlichen Art tief eingewurzelten Triebe — gleichzeitig dem geistigen Schöpfer und Erhalter derselben — zu thun haben, der sich weder durch einen Glauben noch durch eine Wissenschaft aus der Welt schaffen, sondern höchstens durch Irreleitung auf ein anderes, seinem Wesen fremdes Ziel oder durch unmäßige Stärkung und Errregung anderer Triebe, mögen diese welcher Art immer sein, verdunkeln läßt. Der in unserem Jahrhundert so mächtig gewordene Saatsgedanke oder der an das Reich Gottes sind solche Irreleitungen des Gefühles auf ein seinem Wesen fremdes Ziel.

In derselben Weise wie das Christentum ist auch der Buddhismus Weltglaube und Entsagungslehre. Der Buddhismus, der eine fast noch größere Verbreitung als das Christentum besitzt und nahezu 350 Millionen Bekenner zählt, entstand als ein Glaube der unteren Kasten und Rassen. Diesen sprach er die volle Gleichheit mit den bevorzugten Klassen und Rassen zu und war daher ebenfalls schon infolge seiner Entstehungsart „weltbürgerlich“ und nur diesem Umstande hat er seine Verbreitung und Macht zu danken. Er hatte auf dem Urboden Asiens jene Umwälzung der volkischen Anschauungen 6 Jahrhunderte vor Christus in Fluß gebracht, welche dieser für Europa auf dem Boden des römischen Weltreiches und seines bunten Völkergemisches bewirkte. In dieser Beziehung gleichen die beiden Weltreligionen einander völlig. Und daß gerade sie zwei Drittteile aller Menschen in ihren Bann gezwungen haben, wird wohl kaum jemand als etwas Zufälliges oder nur durch äußere Umstände Bewirktes betrachten.

Der Mangel einer richtigen Würdigung des Gemeingefühls gehört durchaus mit zu dem Wesen einer Weltreligion; denn keine Religion hätte Aussicht, die Welt für sich zu gewinnen, welche nicht hinter dem volkischen Gedanken auf einer tieferen Stufe, nämlich der allgemein menschlichen zurückbliebe. Daran ist nichts Auffallendes. Ueberraschend wirkt jedoch der gleiche Mangel auf dem Gebiete der Philosophie, welche, wenn sie auch nicht Weltweisheit, sondern blos Weltwissen wäre, doch über so wichtige Erscheinungen des Seelenlebens, wie es das Gemeingefühl ist, Aufklärung geben sollte. Wir müssen uns freilich erinnern, daß der Zweig der Philosophie, um den es sich hier handelt, die Sittenlehre nämlich, am schlechtesten ausgebildet ist. Ja selbst Kant hatte noch die Befehlsform beibehalten und dadurch bewiesen, daß die Philosophie, welche so viele Jahrhunderte hindurch Magd der Gottesgelehrsamkeit war, die plötzlich errungene Freiheit nicht sogleich auszunutzen verstand und noch weiterhin

freiwillige Magddienste verrichten wollte. Kein Bann ist schwerer zu brechen, als der, den althergebrachte, mit tausend Gründen in das Bewußtsein eingedrungene, erbgesessene Gedanken auszuüben vermögen. Der Bann, den in unserer Frage die Gottesgelehrsamkeit auf die Wahrheitsforschung ausübte, bestand denn auch so lange — denn so lange stand Kant's kategorischer Imperativ in hohen Ehren — bis Schopenhauer durch seine Preisschrift über die Grundlage der Moral und die darin enthaltene vernichtende Widerlegung dieses Imperativs der befehlenden Sittenlehre als Wissenschaft für alle Zeit den Boden entzog. Diese Schrift war eine befreiende That. Jetzt erst begann wieder die seit Hume unterbrochene Bestrebung, das gesamte Bereich der menschlichen Handlungen und der Beweggründe zu untersuchen und so in wissenschaftlicher Weise der Menschenart ihr sittliches Geheimnis abzulauschen. Jetzt erst wurde allgemein davon abgegangen, den Menschen ihre Handlungen und Gefühle durch einen philosophischen Wegweiser anbefehlen zu wollen und vielmehr zu erforschen begonnen, aus welchen Gründen gehandelt wird. Die Hauptfragen der Sittenlehre, die noch zu lösen sind, lauten demgemäß nicht mehr wie vordem: Wie sollen wir handeln, sondern: Warum nennen wir diese Thaten sittlich, jene nicht? Worin ist der Wertmesser für diese Wertschätzung gelegen? Haben wir Wohlgefallen an den Handlungen, weil sie sittlich sind, oder nennen wir alle sittlich, an denen wir Wohlgefallen haben? Auf welchen Umkreis erstreckt sich dieses Wir? Läßt sich das Sittliche als etwas Wohlgefälliges mit der Musik oder dem Schönen überhaupt vergleichen, oder mit der Wahrheit? Liegt das Wertmaß des Sittlichen als etwas Gegebenes außer uns, oder ist es mit unserem Wesen und unserer Geistesart untrennbar verbunden?

Schopenhauer gelangte zu solchen Fragestellungen nicht. Was wir ihm zu danken haben, ist die Umstürzung der Kant'schen, nicht der Aufbau einer neuen Sittenlehre. Auch hat er allen

seinen Nachfolgern den Weg gewiesen, auf dem sie zu gehen haben. Denn er begnügte sich nicht mit der Begriffserklärung, sondern suchte nach der Grundlage des Sittlichen. Nur ist seine Grundlage allzuschmal, um das ganze große Gebäude tragen zu können. Auch ist es uns bereits klar geworden, daß das Mitleid nicht etwas wirklich Letztes ist. Die Grundlage des Sittlichen muß schon da sein, bevor wir noch fremdes Leiden kennen lernen. Es ist fast zu verwundern, daß Schopenhauer das Unzureichende seines Versuches nicht selbst gefunden hat, da er doch wesentlichen Einwürfen gegen seine Lehre oft sehr nahe stand. So spricht er sich gelegentlich über die Mitfreude aus, welche in seiner Wissenschaft keine rechte Stelle findet. Jeder aber hat es schon selbst erfahren, daß die Mitfreude mit fremdem Glück eine hinreißende sein kann und viele lebhaft mitfühlende, empfindsame Leser werden nicht so sehr durch die Leiden ihrer Lieblingshelden als durch deren stilles Glück zu Thränen gerührt. Auch im Leben beobachten wir Gleiches. Dem gegenüber nimmt sich Schopenhauers Behauptung sonderbar genug aus, daß die unmittelbare Teilnahme am anderen auf sein Leiden beschränkt sei und nicht, wenigstens nicht unmittelbar, auch durch sein Wohlsein erregt werde; sondern dieses an und für sich lasse uns gleichgiltig. Der Grund hierfür soll darin liegen, „daß der Schmerz, das Leiden, wozu aller Mangel, Entbehrung, ja jeder Wunsch gehört, das Positive, das unmittelbar empfundene ist. Hingegen besteht die Natur der Befriedigung, des Genusses, des Glücks nur darin, daß eine Entbehrung aufgehoben, ein Schmerz gestillt ist. Diese wirken also negativ.“ Aber angenommen, nicht zugegeben, daß wirklich das Leiden positiv, die Freude negativ sei, was soll dies für die Unmittelbarkeit unserer Anteilnahme entscheiden? Mitfreude ist ebenso eine erfahrungsmäßige Thatsache wie das Mitleid. Begriffliche Einteilungen können diese Thatsache nicht aus der Welt schaffen.

Die oben zugegebene Voraussetzung ist aber keineswegs richtig. Denn mit demselben Rechte könnte man behaupten, daß Befriedigung, Genuß, Glück das Positive seien. Der Schmerz, das Leiden, wozu aller Mangel, alle Entbehrung, ja jeder Wunsch gehört, bestehe nur darin, daß eine Befriedigung aufgehoben, ein Wunsch versagt sei. Für mathematisch gebildete Leser wäre es verlockend, die falsche Anwendung des Begriffes des Negativen mit Hilfe der von Dühring gegebenen neuen Aufklärungen über das Negative zu beleuchten. Die von Dühring gelieferten Waffen würden hier ihre volle Schärfe zeigen können.

„Der Glückliche, Zufriedene als solcher, sagt Schopenhauer, läßt uns gleichgiltig: eigentlich weil sein Zustand ein negativer ist: die Abwesenheit des Schmerzes, des Mangels und der Not.“ Ja wer hat es nicht selbst erfahren, daß sich eine innige Liebe zu einem Menschen entwickeln kann, den man noch gar nicht in Schmerzen, Mangel und Not gesehen hat! Und nun gar erst die Liebe der Geschlechter! So oft sie sich auch aus dem Mitleid entwickeln mag, in den weitaus meisten Fällen ist dies nicht der Fall. Die Liebe zum Weibe entspringt meist anderen Gründen, der Wertschätzung der Eigenart, der Schönheit oder des Reizes und, obwohl nicht aus dem Mitleid geboren, befähigt doch gerade sie zu höchstem Mitleiden und zu heldenhafter Aufopferung. Aber Schopenhauer würde uns nach obigem Satze entgegnen, diese Teilname gelte nicht dem glücklichen Weibe als solchem, sondern dem edlen, schönen, reizenden Weibe; und damit kommen wir auf den Angelpunkt aller Irrtümer der Mitleidslehre. „Wir können zwar — sagt Schopenhauer — über das Glück, das Wohlsein, den Genuß Anderer uns freuen: dies ist dann aber sekundär und dadurch vermittelt, daß vorher ihr Leiden und Entbehren uns betrübt hatte; oder aber auch wir nehmen teil an dem Beglückten und Genießenden nicht als solchem, sondern sofern er unser Kind, Vater, Freund, Verwandter, Diener, Unterthan u. dgl. ist.“ Hier wird

zum ersten Male in der Untersuchung der „Grundlage der Moral“ ein Gemeingefühl zur Erklärung unserer Anteilnahme, also sittlicher Empfindungen, in Anspruch genommen ohne weitere Berücksichtigung dieses wichtigen Gedankens. Sittlich sind diese Empfindungen auch nach Schopenhauer, da sie das fremde Wohl wollen. Woher stammen sie aber, da doch „das Mitleid *ganz allein* die wirkliche Basis aller freien Gerechtigkeit und aller echten Menschenliebe ist“? „Nur soferne eine Handlung aus ihm entsprungen ist, hat sie moralischen Wert und jede aus irgend welchen anderen Motiven hervorgehende hat keinen. Sobald dieses Mitleid rege wird, liegt mir das Wohl und Wehe des Anderen unmittelbar am Herzen, ganz in derselben Art, wenn auch nicht stets in demselben Grade, wie sonst allein das meinige: also ist jetzt der Unterschied zwischen ihm und mir kein absoluter mehr.“

Obwohl nur das Leiden eine wirkliche Anteilnahme mit sich bringen soll, ist doch der Kreis derer, mit deren Glück wir auch Mitfreude empfinden, ein großer und nicht einmal geschlossener. Er umfaßt: „Kind, Vater, Freund, Verwandten, Diener, Unterthan u. dgl.“ *Schon die Anordnung dieser Wörter beweist, daß sie ohne Verständnis geschehen ist.* Wir brauchten übrigens für dgl. nur noch hinzuzufügen: Volksgenosse, Mensch und Tier, um die Reihe der empfindenden Lebewesen zu erschöpfen. Es giebt also doch neben dem Mitleide noch einen anderen Grund der Anteilnahme, da wir jedem Lebewesen, nach Schopenhauers eigenem Geständnisse, einen *gemessenen Anteil entgegenbringen, sofern es Kind, Vater, Freund u. dgl.* ist. Liegt die Frage nicht zum Greifen nahe, ob denn wirklich das Mitleid der Grund der Liebe, oder ob nicht vielmehr die Liebe selbst „das Urphänomen und der Grenzstein der Ethik ist?“ Das Mitleid kann doch nur dort eintreten, wo bereits ein Gemeingefühl vorhanden ist, das auf der Gleichheit oder Aehnlichkeit der Eigenschaften und Empfindungen beruht. Das Gemeingefühl

ist der wahre Urgrund jeglicher Anteilnahme an Freud und Leid anderer Lebewesen. Wie wir bald sehen werden, ist das Mitleid eine der sittlich niedrigst stehenden Bethätigungen dieses Gefühles. Höher stehende Aeußerungen desselben werden sich nicht bei Jedermann finden. Wenn nur die Bewunderung ihrer und die sittlich erhebende Freude an ihnen eine allgemeine ist, so ist dies Beweis genug für ihre sittliche Artung.

Noch deutlicher wird uns dieser Gedanke, wenn wir die folgende wichtige Erklärung Schopenhauers genau bedenken: „Nichts, sagt er, empört so im tiefsten Grunde unser moralisches Gefühl wie Grausamkeit. Jedes andere Verbrechen können wir verzeihen, nur Grausamkeit nicht. Der Grund hiervon ist, daß Grausamkeit das gerade Gegenteil des Mitleids ist. Wenn wir von einer sehr grausamen That Kunde erhalten, wie z. B. die ist, welche eben jetzt die Zeitungen berichten, von einer Mutter, die ihren fünfjährigen Knaben dadurch gemordet hat, daß sie ihm siedendes Oel in den Mund goß und ihr jüngstes dadurch, daß sie es lebendig begrub; oder die, welche eben aus Algier gemeldet wird, daß nach einem zufälligen Streit und Kampf zwischen einem Spanier und einem Algierer, dieser als der Stärkere jenem die ganze untere Kinnlade rein wegriß und als Trophäe davontrug, jenen lebend zurücklassend; — dann werden wir von Entsetzen ergriffen und rufen aus: „„Wie ist es möglich, so etwas zu thun?““ Was ist der Sinn dieser Frage? Ist er vielleicht: Wie ist es möglich, die Strafen des künftigen Lebens so wenig zu fürchten? — Schwerlich. — Oder: Wie ist es möglich nach einer Maxime zu handeln, die so gar nicht geeignet ist, ein allgemeines Gesetz für alle vernünftigen Wesen zu werden? — Eben so wenig. — Der Sinn jener Frage ist ganz gewiß bloß dieser: Wie ist es möglich, so ganz ohne Mitleid zu sein? — Also ist es der größte Mangel an Mitleid, der einer That den Stempel der tiefsten moralischen Verworfenheit und Abscheulichkeit aufdrückt. *Folglich ist Mitleid die eigentliche moralische Triebfeder.*“

Bis auf den letzten Satz geben wir alles zu; nur an diesem „folglich“ müssen wir Anstoß nehmen. Wenn es den Stempel der Verworfenheit aufdrückt, so ganz ohne Mitleid zu sein, so folgt daraus nicht mehr, als das ein solcher Mangel an Mitleid ein Anzeichen sittlicher Verworfenheit ist. Ja das gerade Gegenteil der Schopenhauer'schen Folgerung liegt nahe. Wer nicht einmal des Mitleidens fähig ist, wie könnte der sittlich angelegt sein? Aber Mitleid mit fremder Not zu empfinden, will noch gar nicht viel sagen. Nicht die eigentliche, sondern die geringste Bethätigung des Gemeingefühles ist das Mitleid. Ja Thaten höchsten sittlichen Wertes sind oft gerade dadurch gezeichnet, daß der Held sein eigenes Mitleid überwinden mußte. Das höchste Heldentum läßt sich nicht an einem armseligen Mitleidsmaßstabe messen. Eine auf Erforschung des Bestehenden gerichtete Sittenlehre muß aber alle wirklich in Erscheinung tretenden Handlungen und Gefühle beurteilen und bewerten können. Der Mitleidslehre fehlt, um ein besonderes Beispiel anzuführen, jedes Maß für Siegfriedthaten. Denn es ist ein Zeichen aller Siegfriedthaten, daß sie mitleidslos geschehen. Der Held derselben muß ein „reiner Thor“ sein; d. h. er handelt unüberlegt, blos aus seinen Trieben heraus und rein; sein angestammtes Wesen ist das Heldentum.

Zu Gunsten der Mitleidslehre könnte noch Folgendes eingewandt werden: Der Gemeinsinn, welcher Mitleid und Mitfreude in gleicher Weise umfaßt, ist nur in dem einen Teile, nämlich in dem Mitleiden etwas Ursprüngliches. Denn das Glück ist ein selbstgenugsamer Zustand, der sich in tiefem und vollem Maaße selbst empfinden und genießen will; das Mitleid ist die entgegengebrachte Hilfebeflissenheit für einen Zustand des Leidens und der Not, auf Grund deren sich der Mensch vergesellschaftet hat; nicht in selbstgenugsamem Glücke, sondern in Not und Gefahr traten die Menschen zum Gemeinleben zusammen und aus diesem kann sich erst Gemeinsinn entwickeln. Demgegenüber wollen wir daran festhalten, daß der Gemeinsinn die Menschen zum Gemeinleben treibt und zwingt und daß die menschliche Hilfebedürftigkeit deshalb am größten ist, weil der Mensch den höchstentwickelten Gemeinsinn besitzt. Diesen Weg sehen wir in der ganzen Geschichte der Sittigung eingeschlagen. Auf jeder höheren Stufe derselben wird der Mensch unfähiger, allein zu leben und immer mehr darauf angewiesen, die Mittel, welche das Gemeinleben bietet, für sich in Anspruch zu nehmen. Jeder täuscht sich selbst, der derselben entraten zu können glaubt. Nicht weil die Menschen hilfebedürftig sind, hat sich ihr Gemeinsinn entwickelt, sondern ganz im Gegenteil, weil der Gemeinsinn bei ihnen hoch entwickelt ist, haben sie die Fähigkeit, ohne Gemeinschaft mit anderen zu leben, immer mehr verloren. Nicht weil der Säugling hilfebedürftig ist, entwickelt sich im höheren Tierreich die Liebe der Mutter zu den Kindern sondern weil diese Liebe im Laufe der tierischen Entwicklung immer mehr sich erhebt und steigert, verliert das neugeborene Leben die Mittel zu selbsteigener Erhaltung, welche ja schon im niederen Tierreiche stark ausgebildet sind. Oder sollte Jemand auf den Einfall kommen und behaupten, Arbeitsbienen, Drohnen und Königin hätten sich auf Grund ihrer Hilfebedürftigkeit und weil sie allein für sich nicht bestehen können, zum Bienenstaate verbunden?

Auch dieser Einwand, daß die Gesellschaft aus dem Mitleiden heraus gegründet sei, erscheint hinfällig und wir können unseren Grundsatz aufrecht erhalten, daß das Mitleid ein abgeleitetes Gefühl ist, welches in dem Gemeinsinn seine tiefere sittliche Wurzel hat.

Es könnte noch behauptet werden, daß Gemeingefühl schon dem Begriffe nach Mitgefühl voraussetze und daß dieses der Sache nach immer zuerst Mitleid sein werde. Darin liegt jedoch ein Irrtum verborgen, der leicht aufgezeigt werden kann. Auch wenn es mehr Leiden als Freuden in der Welt gäbe und wir

demnach mehr Gelegenheit hätten, die Leiden unserer Mitmenschen wahrzunehmen als ihre Freuden, so ist immer von der Erkenntnis fremden Leidens zum eigenen Leiden, vom Mitwissen zum Mitfühlen des Leidens, zum Mitleiden ein großer Schritt, der durch den Gemeinsinn, durch die schon vorher bestehende, bewußte oder unbewußte, aber doch thatsächliche Gemeinschaft vermittelt und herbeigeführt werden muß. Diese Gemeinschaft und das bewußte Gefühl derselben, das Gemeingefühl oder der unbewußte Trieb zu derselben, der Gemeinsinn, geben erst die Möglichkeit, daß das Einzelwesen sein empfindendes, in diesem Falle leidendes Ich auf außerhalb seiner selbst gelegene Dinge zu erweitern vermag. Ohne Gemeinsinn kann es daher kein Mitleid geben.

Daß wir den Gemeinsinn als ursprünglichen Trieb eigentlich nicht empfinden, spricht nicht gegen dessen Bestand und Wert. Denn auch die anderen Triebe erkennen wir erst aus ihren Wirkungen und, da man den Trieb nach Erhaltung der Art allgemein anerkannt hat, so liegt der Schluß nahe, daß auch dieser Grundtrieb blos aus seinen Wirkungen als solcher erkannt wird. Es ist gerade das Kennzeichen des Triebes, daß er — als ein verhülltes Weltgeheimnis — seinem Ziele zustrebt, ohne daß uns ein Ziel auch nur ahnungsweise vorschwebt, geschweige, daß es uns bekannt wäre. Erst eine eingehende, über das Einzelleben hinausgreifende Betrachtung zeigt uns das Wesen der Triebe, welche sich als solche nur selbst befriedigen wollen.

Daß das Gemeingefühl Mitgefühl, also das auf die ganze Gemeinschaft gerichtete Gefühl jenes voraussetze, welches dem einzelnen Falle gilt, widerspricht dem ganzen Entwicklungsgange des Gemeinsinns aus der Geschlechtsliebe. Diese letztere gilt ursprünglich der ganzen Gattung, auf höheren Stufen der Art; und wie weit wir uns im menschlichen Werdegang auf eine Stufe jenes Gefühles erhoben haben, das blos oder vorehmlich dem einzelnen Falle d. h. dem einzelnen Wesen gilt, ob die ausschließende Liebe eine Stufe *menschlicher* Gesittung und nicht vielmehr eine ganz besondere, ausnahmsweise auftretende Blüte derselben und zwar an dem *germanischen Sprosse* des Menschentums darstellt, wäre erst noch zu untersuchen. Die Entwicklung führt auf jeden Fall in dieser Richtung, von einem auf das Allgemeine der Art gerichteten Gefühle bis zu jener Blüte germanischer Sittlichkeit, die wir oben als ausschließende Liebe bezeichnet haben. Wir müssen in gleicher Weise annehmen, daß das auf das Einzelwesen und Einzelleiden gerichtete Mitgefühl sich aus dem, schon auf niedriger Entwicklungsstufe deutlich erkennbaren, die Allgemeinheit der Gattung, der Art, des Stockes, der Heerde umfassenden Gemeinsinn entwickelt hat. Mitgefühl setzt den Gemeinsinn voraus und nicht umgekehrt.

Die vorgetragenen Einwände gegen unseren Haupt- und Grundsatz sind der *Lehre* vom Mitleiden entnommen oder aus derselben heraus selbstthätig gedacht und im Sinne derselben erfunden, nicht aber der *Religion des Mitleidens*. Ueber letztere zu urteilen, liegt uns ferne. Denn das Wertmaß der Religion ist in der *Schönheit* ihrer Erscheinung und der Tiefe ihres *Glaubens* gelegen und nicht in der *Wahrheit*. Gerade nach der letzteren aber *suchen* wir, während Religion sich mit dem *Ahnen* begnügt und *Mystizismus* ein selbstgenugsames Schwelgen in solchen Ahnungen bedeutet. Daß Ahnungen — die übrigens unserem Volke von seiner Kindheit an besonders eigen waren — oftmals von der Kraft des Sehers durchdrungen sind und obwohl Glaubenssache und dem Schönen dienend, doch auch künftige Wahrheiten vorwegnehmen können, ist ein altes Erbe aller Ahnungen. In einer solchen Ahnung der Wahrheit greift auch die Religion des Mitleidens über sich selbst hinaus in den Worten *Wolzogens*: „Ist unter der Form der Zeit die göttliche Erscheinung stets mit Leiden verbunden und offenbart sich daher als das Gute am reinsten im Mitleiden: außerhalb der Zeit verschwindet das Leiden und *es verschwindet in der That auch*

bereits für jenes innerste Selbstgefühl des Guten, welches die Menschenseele empfindet, wenn sie von der Macht des Guten aufs Tiefste ergriffen wird."

Unter den neueren Denkern ragen als Gegensätze Hartmann und Dühring hervor. Es ist seltsam, daß sich beide in der Deutung der sittlichen Eigenschaften des Menschen einigermaßen nahe stehen, obwohl nach dem ersten die Sittlichkeit nur ein Mittel zur Glückseligkeit sein soll. Aber immerhin nimmt auch Hartmann sittliche „Instinkte" an, welche tief im Unbewußten wurzeln. — Für Dühring sind die natürlichen Triebkräfte und die „sympathischen Regungen" die Grundlagen der Moral. Aber auch für Dühring steht die Sittlichkeit im Dienste der menschlichen Vervollkommnung und der Erhöhung des Wertes des Lebens, also in einem ähnlichen Abhängigkeitsverhältnisse von einem bestimmten Zwecke wie bei Hartmann. Für uns ist nur wichtig, daß beide ein Art von Gemeinsinn als Grundlage der Sittlichkeit betrachten, ohne genauer diese sittlichen „Instinkte" oder „natürlichen Triebkräfte" zu erforschen. Wir haben hingegen uns gerade um diesen Gegenstand besonders bemüht, nicht nur um die entwicklungsgeschichtliche Erforschung, sondern auch um die begriffliche Abgrenzung und Ausdeutung dieser sittlichen Triebe und um deren Zusammenfassung unter der höheren Einheit des Gemeinsinns.

Hamerling bezeichnet neuerdings eine ähnliche Kraft als „Allsinn" und stellt sie dem „Ichsinn" gegenüber. Man vergleiche mit unserem vorgetragenen Gedanken die Ausführungen in seiner „Atomistik des Willens", 2. Band, Seite 153 und ff. Daselbst ist auch das Zeugnis Ernst Häckels beigebracht, der in den Siphonophoren (Schwimmpolypen) Zellenstaaten erkannte, in denen jede einzelne Zelle von einer Einzelseele beherrscht wird. „Zwar besitzt auch hier, sagt Häckel, jede einzelne Person ihre persönliche Seele; abgetrennt vom Stocke kann sie sich willkürlich bewegen und selbständig empfinden. Außerdem aber

besitzt der Stock noch einen einheitlichen Zentralwillen, von dem die einzelnen Personen abhängen und eine Gemeinempfindung, welche jede Wahrnehmung einer einzelnen Person sofort allen Uebrigen mitteilt. Jede von diesen Mittelspersonen des Siphonophorenstockes kann also mit Faust von sich sagen: „„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust."" „Die egoistische Seele der einzelnen Person lebt in Kompromiß mit der sozialen Seele des ganzen Stockes oder Staates." Uebersetzen wir diesen letzten Satz Häckels in die Sprache unserer Gedanken und zugleich ins Deutsche, so ergiebt sich daraus eine verblüffende Einsicht, der wir keine weiteren Worte beizufügen brauchen. Der Satz würde dann nämlich lauten: Der Ichsinn des Einzelwesens lebt im Vertragsverhältnis, d. h. er verträgt sich mit dem Gemeinsinne des ganzen Stockes oder Staates!

Wir können aus alledem schließen, daß wir mit der Aufstellung des Gemeinsinnes als Urgrundes der sittlichen Handlungen und Empfindungen bei allen bisherigen Erforschern der Sittenlehre in der allgemeinen Fassung auf ähnliche Gedanken stoßen und nur in der schärferen Behandlung der Begriffe und der Abgrenzung der wirklichen Erscheinungen uns von ihnen trennen. Als allgemeine Grundlage entspricht unser Gemeinsinn der Sympathie bei Adam Smith, ebenso wie dem Mitleid bei Schopenhauer, der Liebe und dem Tuismus bei Feuerbach, dem Altruismus bei August Comte, den Instinkten bei Hartmann, den Trieben bei Dühring und dem Allsinn bei Hamerling.

Abriß über Sittlichkeit und Sittigung

Owê, wie uns mit süezen dingen ist vergeben!
Ich sihe die gallen mitten in dem honege sweben.
Diu werlt ist ûzen schoene wiz grüen' unde rôt
Und innen swarzer varwe vinster sam der tôt.
Walther von der Vogelweide.

Der in den vorhergehenden Abschnitten nachgewiesenen Triebartigkeit des Gemeingefühls widersprechen dessen häufige Fehlgriffe durchaus nicht. Denn auch jeder Trieb kann irregeleitet werden. Bienenzüchter nutzen diesen Umstand in der Weise aus, daß sie zwei von ihnen absichtlich vereinigte Bienenschwärme, wenn dieselben nicht Frieden halten wollen, sondern den Kampf bis zur Vernichtung aufnehmen, mit irgend einer stark riechenden Flüssigkeit besprengen. Dadurch verlieren die Bienen, die ihre Feinde offenbar an dem Geruche erkennen, die Fähigkeit, Freund und Feind zu unterscheiden, und stehen ab vom Kampfe. Haben sie dann erst eine Weile in Frieden gelebt unter einer gemeinsamen Königin, so halten sie auch weiterhin Frieden.

Auch so hervorragende Geister, wie Friedrich Nietzsche, können in ähnlicher Weise getäuscht werden. Wie anders wäre es möglich, daß Nietzsche, in die Betrachtung des rein äußerlichen Bildungsanstriches unserer Zeit versunken, — vielleicht auch den gleichen Geruch der Vornehmen aller Völker . . . nach guten Zigarren wahrnehmend — die Völkerunterschiede aus den Augen verliert und zum guten Europäertum hinabsinkt, d. h. zur liberalen Frase, zum Bildungsdünkel. Freilich Kleider machen Leute und der gemeinste Mann dünkt sich vornehm in prunkhaftem Gewande. Wie ein Pfau schreitet er daher! Gesetzt, daß auch die Bildung ein Kleid ist, das oft in Fetzen um schöne Leiber flattert, oft mit Gold und Flitter schlotternde Leiber deckt — wie, sollte Bildung nicht auch Leute machen und Pfaueneitelkeit? Vielleicht gute, europäische Pfauen? Aber ein Seelenkundiger muß hinter alle Pfauenfedern blicken und hinter alle Bildung.

„Der Verstand — sagt Dühring in seinem Kursus der Philosophie — muß unter Umständen irren, wie z. B. in der ursprünglich naturnotwendigen Auffassung des Scheines der Sonnenbewegung als Wirklichkeit. Ebenso muß der Trieb des Menschen unter gegebenen Voraussetzungen fehlgreifen, wie z. B. der Hunger, wie namentlich auch bei den Tieren, dadurch zur Ueberfüllung führt, daß er physiologisch nicht rasch genug und nicht sofort mit dem Augenblick verschwindet, in welchem die eingenommene Nahrungsmenge genügt, um in einiger Zeit jede stärkere Spannung im Ernährungszustande auszugleichen. Die Ausschweifung ist hier in so weit ein naturgesetzliches Verhängnis, als thatsächlich die innere Oekonomie der Einleitung des gleichmäßigen Ernährungsherganges eine zu lange Zeit braucht, die Reizempfindung des Hungers verschwinden zu lassen. Auch die Gemütsantriebe sind an sich selbst fehlbar, so daß man zur Ableitung ihrer notwendigen Fehlgriffe sich erst in zweiter Linie um die eingemischten Verstandesirrtümer zu kümmern hat. So ist, um nur einen der wichtigsten Affekte hervorzuheben, das Rachegefühl zwar ein Anzeiger der Verletzungen, aber doch nur ein rohes Meßwerkzeug ihrer Größe. Reichen nun zunächst derartige Urteile und Schätzungen der Verhältnisse ebenso gut aus, wie die Beurteilung der Wärme durch das Gefühl, so sind sie im Hinblick auf entwickeltere Mittel auch ebenso schlecht und man wird die Fortsetzung der Neuarbeit an ihnen als die eigentlichen Aufgaben der Kultur anzusehen haben." Es ist hiernach ganz begreiflich, daß der Gang der fortschreitenden Sittigung dahin geführt hat, unser sittliches Gefühl durch eine vernünftige Ueberlegung zu beherrschen, oder wo es fehlgreift, zu berichtigen. Aber niemals kann diese vernünftige Ueberlegung an Stelle des Gefühles selbst treten. Dies ist geradeso unmöglich, wie eine Ersetzung des Tastgefühles durch einen Wärmemesser. Wir würden uns vor jeder Berührung mit irgend einem Gegenstande hüten müssen aus Furcht, uns die Finger zu verbrennen. Einer ähnlichen Gefahr auf dem Gebiete

des Sittlichen würden wir nahe gebracht werden durch eine mit Erfolg durchgeführte Entsagungslehre. Sowie die Entsagung nicht nur die fehlgreifende und übermäßige Bethätigung der Triebe verhindern, sondern diese selbst vernichten will, gräbt sie die Wurzeln der Sittlichkeit aus und auf keinem Wege könnte der Mensch tiefer sinken, als auf jenem, welchen die Geißler mit der Wollust der Grausamkeit vorausgegangen sind. Es ist der gefährlichste, abschüssigste Irrweg, auf den unser Streben nach Vervollkommnung und damit unser Trieb nach Erhaltung der Art geraten kann. Es ist der Weg Klingsors, von welchem Gurnemanz erzählt:

Jenseits im Thale war er eingesiedelt;
Darüber hin liegt üpp'ges Heidenland:
Unkund blieb mir, was dorten er gesündigt;
Doch büßen wollt' er nun, ja heilig werden.
Ohnmächtig, in sich selbst die Sünde zu ertödten,
An sich legt er die Frevlerhand,
Die nun dem Grale zugewandt,
Verachtungsvoll des Hüter von sich stieß . . .

Einer der mächtigsten Triebe bei Mensch und Tier ist gewiß die Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Aber auch dieser muß eine Erkenntnis vorausgehen. Ich muß erst wissen, das ist mein Kind, ehe sich mein Gefühl regen wird. Selbst einer Mutter kann ihr Kind vertauscht werden. Das Kind wieder muß lernen, wer seine Eltern sind, ehe es sie als solche lieben kann. Irreleitungen dieser Triebe sind nicht selten. Wer hätte nicht schon Glucken beobachtet, welche aus untergeschobenen Eiern Enten ausgebrütet haben und nun mit erregter Zärtlichkeit auf das Wohl derselben bedacht sind; wie sie kläglich besorgt sind, wenn die kleinen Tiere bald nach dem Ausschlüpfen und vielleicht schon auf dem ersten Rundgang sich ins Wasser wagen und freudig plätschern und schwimmen. Allmälig erst mag wohl der Henne der Gedanke aufsteigen, das seien gar ihre Küken nicht. Aehnlich wie einer solchen Bruthenne ist es dem deutschen Volke

oft ergangen und staunend besorgt erkannte es dann, wann es zu spät war, mit der eigenen Lebenswärme fremde Brut zum Leben erweckt, gehegt, gepflegt und gehätschelt zu haben. Nicht so rasch und nicht so leicht ist das Undeutsche vom Deutschen zu unterscheiden wie die Ente vom Huhn. Die Schwierigkeit dieser Erkenntnis hat es mit sich gebracht, daß Jahrhunderte lang immer nur bei Einzelnen wahres Verständnis für die deutsche Sache vorhanden war und daß auch heute, trotz des allgemein volkischen Zuges unserer Zeit, ein tieferes Verständnis des deutschen Gedankens, geschweige denn eine Erfassung desselben als Welt- und Lebensanschauung nur spärlich anzutreffen ist.

Wir leiden noch besonders an den Folgen jener weltbürgerlichen Anschauungen, welche zwar von Frankreich ausgegangen, aber erst auf deutschem Boden zu jener schwindelhaften Höhe gelangt sind, von welcher aus jede volkische Regung bekämpft und verspottet und jede vaterländische That mit Steinen beworfen wurde. Uebrigens war die Verdunklung des volkischen Gedankens durch die sogenannte Aufklärung zum Teile sehr äußerlicher Art. Auf keinen Fall war sie in besondere Tiefen hinabgestiegen. Ich könnte für das, was ich darüber vorbringen will, keine besseren Worte finden, als sie Wolfgang Menzel im Jahre 1839 gebraucht hat. Er sagte: „Im vorigen Jahrhundert entstand unter den sogenannten philosophischen Köpfen eine wunderbare Schwärmerei für die Menschheit, allein man verstand darunter ursprünglich nur das Volk. Man achtete auf den großen Unterschied und Gegensatz dieser beiden Begriffe noch nicht. Man wollte die Würde des Menschen herstellen, indem man die bisher unterdrückte Klasse, den tiers état, das eigentliche Volk emanzipirte und die Vorrechte des Klerus und Adels abschaffte. Man ging von der inneren Politik aus und blieb auch Anfangs dabei stehen. Von den jungen Staatsverfassungen (in Frankreich wie in Nordamerika) verlangte man, sie sollten zuerst die allgemeinen Menschenrechte und sodann erst die besonderen bürgerlichen Rechte sanktioniren. Die Schwärmerei für die Menschheit galt also dem Volk und übte nur auf die innere Politik Einfluß. Die Menschheit wurde vorangestellt, damit die künftigen Regierungen der jungen Staaten stets der Achtung, welche sie den Menschen oder den Regierten schuldig seien, eingedenk bleiben sollten. Auf das Völkerrecht, auf die auswärtigen Angelegenheiten, auf das politische Verhältnis der einen Nation zur andern nahm man Anfangs noch keine Rücksicht. Die Nationen, welche die allgemeinen Menschenrechte predigten, (die Amerikaner und Franzosen) hatten zunächst mit sich allein zu schaffen und wollten nur in ihrer inneren Politik reformiren. Am wenigsten aber fiel ihnen ein, unter ihrer menschenliebenden Philosophie den Kosmopolitismus, die Verschmelzung aller Nationen, das Aufheben der Nationalitäten zu verstehen. Die Nordamerikaner waren soweit davon entfernt, daß sie in ihrer freien Republik, deren Verfassungsurkunde die Menschenrechte an der Spitze trug, gleichwohl die Sklaverei der schwarzen Rasse beibehielten. Die Wortführer in Frankreich, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, von denen jeder in anderer Weise die Geister bewegte und den großen Umsturz der Dinge vorbereitete, waren feurige Advokaten der Menschheit, aber vor allen Dingen Franzosen und ihr nationaler Patriotismus ist nie in Zweifel gezogen worden."

Die Ursachen, welche den volkischen Gedanken trotz des geringen Verständnisses, das ihm entgegengebracht wird und das allein solche Verdunklungen ermöglicht hat, doch in immer weiteren Kreisen zur Anerkennung gebracht haben, sind allgemein geschichtlicher Art und als solche vielfach erörtert. Einerseits hat die ganze, bereits gekennzeichnete Aufklärungsbewegung, welche ein Hauptverdienst in der Vernichtung und Schädigung des Gottesglaubens suchte und noch sucht, wirklich das religiöse Bewußtsein der Sittigungsvölker arg erschüttert. Dadurch ist eine Reihe von Kräften frei geworden, welche nun nach anderer Bethätigung suchen. Ein gut Teil des opferfreudigen Heldentums, das früher

in Glaubensthaten verbraucht wurde, trat in den Dienst des Volkstums selbst. Opfer, welche in früheren Jahrhunderten in der Kirche dargebracht worden wären, gelten jetzt der Zukunft des eigenen Volkes; der Gott, der außer uns lebt, wich zurück vor dem Gotte in uns.

Diesem inneren Grunde, der in der Volksseele und deren Regungen wurzelt, gesellt sich noch ein ebenso wichtiger von mehr äußerlicher Art. Zu keiner Zeit der Geschichte hat unser Erdteil größeer staatliche Umwälzungen, auf eine so kurze Zeitspanne zusammengedrängt, erlebt als am Beginne unseres Jahrhunderts. Napoleon würfelte mit den Völkern Europas um deren bisher unbestrittenen Besitz, gerade als jener Geist der Aufklärung sich mächtig erhob und zum Teile erfrischend und verjüngend über die Lande hinstrich. Geknechtet und bis aufs Aeußerste gequält lag die Welt dem korsischen Tiger zu Füßen. Das Rachegefühl gegen den Uebermächtigen erweckte das schlummernde Gemeingefühl des Unterdrückten und herrlicher als je zuvor tauchte vor der suchenden Rache der Volksgedanke als Vollstrecker auf. Die Not des Tages erweckte in Vielen ein volles und tiefes Einsehen und bei der geschichtlichen Lage des Augenblicks konnten diese sich leichter verständlich machen. Denn auch die große Menge gewann eine Uebersicht und Erkenntnis davon, daß es verschiedene Völker gebe und so erweckte der Haß gegen die Franzosen jenen oft verborgenen oder sonst nur in einzelnen Seelen und Kunstwerken geheimnisvoll erglühenden, deutschen Geist, welcher diesmal die Schlachten von Leipzig und Waterloo gewann.

In dieser Not des Augenblicks tauchte mancher Gedanke blitzartig auf, der für jene Zeit unvernünftig erschien, weil er noch nicht als Schluß einer Gedankenreihe dastehen konnte. So schrieb Heinrich von Kleist, der später an der deutschen Sache verzweifelnd sich selbst den Tod gab, eine kurze Betrachtung: „Von der Ueberlegung". Dieselbe lautet im Auszuge: „Man rühmt den Nutzen der Ueberlegung in alle Himmel; besonders

der kaltblütigen und langwierigen vor der That . . . . Da ich aber ein Deutscher bin, so denke ich meinen Sohn einst, besonders wenn er sich zum Soldaten bestimmen sollte, folgende Rede zu halten: „„Die Ueberlegung, wisse, findet ihren Zeitpunkt weit schicklicher nach als vor der That. Wenn sie vorher oder im Augenblicke der Entscheidung selbst ins Spiel tritt: so scheint sie nur die zum Handeln nötige Kraft, die aus dem herrlichen Gefühl quillt, zu verwirren, zu hemmen und zu unterdrücken; dagegen sich nachher, wenn die Handlung abgethan ist, der Gebrauch von ihr machen läßt, zu welchem sie den Menschen eigentlich gegeben ist, nämlich sich dessen, was in dem Verfahren fehlerhaft und gebrechlich war, bewußt zu werden und das Gefühl für andere künftige Fälle zu reguliren. Das Leben selbst ist ein Kampf mit dem Schicksal und es verhält sich auch mit dem Handeln wie mit dem Ringen. Der Athlet kann in dem Augenblick, in dem er den Gegner umfaßt hält, schlechterdings nach keiner anderen Rücksicht als nach bloßen augenblicklichen Eingebungen verfahren; und derjenige, der berechnen wollte, welche Muskel er anspannen und welche Glieder er in Bewegung setzen soll, um zu überwinden, würde unfehlbar den kürzeren ziehen und unterliegen. Aber nachher, wenn er gesiegt hat oder am Boden liegt, mag es zweckmäßig und an seinem Ort sein, zu überlegen, durch welchen Druck er seinen Gegner niederwarf, oder welch' ein Bein er ihm hätte stellen sollen, um sich aufrecht zu erhalten. Wer das Leben nicht wie ein solcher Ringer umfaßt hält und tausendgliedrig, nach allen Windungen des Kampfs, nach allen Widerständen, Drucken, Ausweichungen und Reaktionen empfindet und spürt, der wird, was er will, in keinem Gespräch durchsetzen, viel weniger in einer Schlacht."" Durch diese Worte des unglücklichen Dichters klingt die Klage hindurch, daß es der Welt und insbesondere dem deutschen Volke an Leidenschaft gebreche, daß der Ueberlegung zum Nachteil der Thatkraft schon ein zu großer Spielraum gewährt und daß es ein verhängnis-

voller Fehler sei, fortwährend zur Entsagung hinzuleiten und unsere sittlichen Triebe — die tausend Arme, mit denen wir Leben und Lieben festhalten — durch eine vernünftige Ueberlegung ersetzen zu wollen.

Jakob Friedrich Fries, der im Andenken der Deutschen mehr durch seine Teilnahme am Wartburgfeste der Urburschenschaft fortlebt (von ihm selbst der „ausgezeichnetste Augenblick" seines Lebens genannt) als durch seine Philosophie, sagte in seinem Handbuche der physischen Antropologie, Band I S. 303: „Wie . . . der Wein die Kraft nicht bekommt, ehe er gegohren hat, so auch das Menschenleben den Geist nicht ohne Liebe und Haß und ohne deren Ungestüm. Die Begeisterung in ihrer rohen Gestalt hat in Religionskriegen und Bürgerkriegen die größten Schrecken über die Menschen gebracht, aber es ist keine andere Macht im Menschenleben, welche diese Wut zu bändigen vermöchte als dieselbe Begeisterung in ihrer schönen sittlichen Reinheit."

Die größte Gefahr unserer Sittigung liegt darin, daß sie in der Ueberschätzung des Verstandes bis zum Ungeheuerlichen führt. In welcher Weise die Menschenbewertung nach Schönheit und Geist statt nach deren angestammter Sittlichkeit zur Verwahrlosung und schließlichen Vernichtung aller bisherigen Errungenschaften der Sittigung führt, hat in zahlreichen Schriften Friedrich Zöllner nachgewiesen. Er hat den großen Schaden aufgedeckt, den die Ueberschätzung des Verstandes schon bisher angerichtet hat. Auch Männer, die wir mit Stolz zu unseren besten zählen, sind von dieser ansteckenden Krankheit nicht verschont geblieben. Man erinnere sich nur, daß der sonst so vaterländisch gesinnte Johann Gottlieb Fichte es in dieser Beziehung zu einer an das Wahnwitzige grenzenden Handlung gebracht hat. Er hatte sich nämlich an den heute in allen seinen Eigenschaften vergessenen Philosophie- und Volkswirtschaftslehrer Johann Jakob Wagner gewendet, um ihn als Erzieher für sein $1\frac{1}{2}$ jähriges Kind aufzunehmen, weil „das Kind beim ersten Erwachen seiner Vernunft gleich als völlig vernünftig behandelt werden, daher unablässig in ver-

ständiger gesetzter Gesellschaft sein soll, die sich mit ihm unterhält, als ob es selbst verständig sei." Faßt man diesen Ausspruch Fichtes nicht als Einzelnes, sondern als Zeichen der Zeit auf und als Zeichen deutscher Gelehrten-Verranntheit, so wird uns andererseits auch der Einfluß begreiflich, den der Rousseau'sche Weckruf zur Rückkehr zur Natur gerade in deutschen Landen gewonnen hat und der Nachdruck, mit welchem gerade die deutsche Erziehungskunde sich auf die neuen Grundsätze zu stützen suchte. Freilich unterlief dabei vielfach der Irrtum, diese Erziehungskunde zu überschätzen und mit der Erziehungskunst zu verwechseln, den Kundigen auch für den Künstler zu halten. Auf dem Gebiete dieser Kunst hat es kaum einer weiter gebracht als der ehrwürdige Osnabrücker Möser. Er hat sich zwar erst Ein Denkmal in Erz und Stein, aber wohl hunderte in den Herzen derer, die ihn kennen, erworben. Hätte Fichte doch seine einfachen, von edelster Gesinnung durchdrungenen, urwüchsigen „patriotischen Phantasieen" gelesen und gewürdigt: wahrlich er wäre vor manchem Irrtum bewahrt worden und vor dem oben als Beispiel angeführten sicherlich, wenn er folgende goldenen Worte Mösers gekannt hätte: „Die große Mühe, den Kindern deutliche Begriffe zu geben, kann ich noch weniger billigen, so strenge auch unsere Neueren in dieser ihrer Forderung sind. Ein deutlicher Begriff kommt mir grade so vor, wie eine Hafersuppe, worin man Wasser und Grütze, Butter und Salz völlig von einander unterscheiden kann. Aber ein dunkler Begriff ist wie ein Pudding von Miß Samson, worin die Masse vortrefflich schmeckt, ohnerachtet man nur eine kleine Vermutung von allen einzelnen Ingredienzien bekommt. Jene wirket Ekel und dieser gleitet oft mit so vieler Wollust herunter, daß die Vorstellungen des Leibarztes nichts dagegen vermögen. Die ganze philosophische Moral scheint mir solche Hafersuppe zu sein, und es nimmt mich gar nicht Wunder, daß Menschen, die bloß durch deutliche Begriffe geführt werden, bei jedem Pudding gegen ihre Ueberzeugung handeln."

Wie sehr wir Recht haben, Fichtes erwähnten Fehlgriff als ein einzelnes Zeichen einer weit verbreiteten Richtung zu betrachten, möchte am besten der Umstand beweisen, daß wir heute noch, beinahe 100 Jahre später, ziemlich allgemein den Kindern zur Gewinnung der ersten Anschauungen mehr oder weniger künstlerisch ausgeführte Bilderbücher in die Hand geben, in der Meinung, dadurch ihren Geschmack besser bilden zu können. Sollte es ein bloßer Zufall sein, daß ein Maler wie Paul Thumann sich bereit gefunden hat, ein Bilderbuch für Kinder von 6 Jahren zu malen? Es fehlt gerade noch, daß wir zur Bildung des Gehörs den Kindern als erste Tonergötzung nur mehr große Tonwerke zu Ohren kommen lassen und zur Bildung des Gaumens die Milch durch Störlaich ersetzen.

Die höhere Steigerung dieser Ueberschätzung des Verstandes ist der wissenschaftliche Hochmut, welcher unser Jahrhundert vor allen vorangegangenen auszeichnet. Er trat wie eine Seuche auf, die der Reihe nach Alle ergreift und nur die bauenden Könige verschont, aber keinen von den handlangernden Kärrnern. Das erste Anzeichen der Krankheit ist die ängstliche Scheu vor dem Eingeständnis, etwas noch nicht erklären zu können. Von dieser Angst vermögen sich die Kranken nur dadurch zu befreien, daß sie Alles was nach unseren bisherigen Erkenntnissen und Lehren nicht zu erklären ist, für unmöglich ausgeben, somit alle die zahlreichen Rätsel, welche Welt und Leben uns bieten, nicht lösen, sondern leugnen. Denn nichts fürchten sie mehr, als vor eine rätselhafte Erscheinung zu geraten oder gar, während sie staunen und sich wirklich verwundern, von Anderen dabei ertappt zu werden. Wie leicht könnte einer aus ihrer Verwunderung folgern, daß sie ein „Wunder" geschaut haben, während sie doch, wenn sie wirklich einmal vor ein solches gestellt würden, lieber die Augen schlössen, als daß sie ihre wissenschaftlichen Grundsätze ins Wanken brächten. Von solcher absichtlichen Blindheit geschlagen gießen diese Kranken ihren Hohn und Spott nicht

nur über neue Ansichten, sondern oft auch über neue Thatsachen aus.

Schon Ende des vorigen Jahrhunderts, in der „Aufklärungszeit" ergriff die Seuche erst die gelehrten Kreise und gelangte durch Ansteckung und Vererbung bis in die untersten Schichten. Heute giebt es daher kaum Einen, der über die Erfindung des Fernsprechers staunt oder über die Kunst von Kirchhoff und Bunsen, selbst Sterne des Himmels einer chemischen Untersuchung zu unterwerfen! Und wie staunte man doch vor wenigen Jahrhunderten in allen Ständen und Schichten des Volkes über das Werk einer Taschenuhr!

Es mögen hier einige Beispiele Raum finden zur Erläuterung der gekennzeichneten Zeitkrankheit und Geistesverwirrung. Schon 1789 klagte Galvani: „Ich sehe mich von zwei einander entgegengesetzten Seiten angegriffen, von den Gelehrten und den Unwissenden. Beide Teile lachen über mich — sie nennen mich den Tanzmeister der Frösche! Trotzdem weiß ich, daß ich eine der größten Naturkräfte entdeckt habe."

Unter dem Zeichen des wissenschaftlichen Hochmutes steht auch die Behandlung, welche von den meisten Naturforschern die sogenannte Lebenskraft erfährt. „Die Physiologie" sagt Einer (aber er spricht fast allen aus dem Herzen), ist dahin gelangt, alle Lebensvorgänge auf chemische und physikalische Gesetze zurückzuführen (!) und das geheimnisvolle Agens, was man früher Lebenskraft nannte, ist ganz aus der Wissenschaft geschwunden." Aber solchen lügnerischen Hohreden zum Trotze bleibt die Hoffnung doch bestehen, daß die Lebenskraft noch nicht aus der Wissenschaft verschwunden ist, sondern daß sie vielmehr noch kräftig genug ist, um auch über solche Zeiten, in denen der Hochmut vor dem Falle kommt, hinüberzuretten, was noch zu retten ist. —

Greifen wir noch ein anderes Belegstück auf. Im Jahre 1751 war bei Agram ein Meteor gefallen und hatte so großes

Aufsehen erregt, daß die Kaiserin Maria Theresia Augenzeugen vereidigen und ein Protokoll aufnehmen ließ. Als dieses 1790 veröffentlicht wurde, äußerte ein Gelehrter (Namens Stütz): „Daß das Eisen vom Himmel gefallen sein soll, mögen der Natur Unkundige glauben, mögen im Jahre 1751 selbst Deutschlands aufgeklärtere Köpfe bei der damals unter uns herrschenden Ungewißheit in der Naturgeschichte und Physik geglaubt haben; aber in unserer Zeit wäre es unverzeihlich, solche Märchen auch nur wahrscheinlich zu finden.“! —

Im Jahre 1790 ereignete sich, wie M. Neumayr erzählt, zu Juillac in der Gascogne ein Meteoritenfall, über den die Gemeindebehörde höchst vernünftiger und lobenswerter Weise ein Protokoll aufnehmen ließ, welches über 300 Augenzeugen unterzeichneten. „Als aber dieses Dokument der Pariser Akademie vorgelegt wurde, fand man die obrigkeitlich beglaubigte Urkunde über einen derartigen Blödsinn sehr unterhaltend.“ So setzt sich der gelehrte Hochmut über 300 Zeugenschaften — und wenn es 300 Eide wären — leicht hinweg, weil die beobachtete Thatsache sich noch nicht wissenschaftlich erklären läßt! Der Eid eines anderen scheint ihm geringwertiger als der eigne Dünkel. Dies war vor 100 Jahren. Heute sind derartige Fälle so häufig, daß man sie gar nicht erst anzuführen braucht. Man kann sie täglich mit Händen greifen.

Daß dieser hier näher gekennzeichnete wissenschaftliche Hochmut den Fortschritt des menschlichen Erkennens oft wesentlich gehemmt hat und noch hemmt, ist durch sein Wesen selbst mitgegeben. Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit des außerordentlichen Aufsehens, welches im Jahre 1890 die Entdeckung eines Heilmittels der Lungenschwindsucht verursachte. Die Freude war eine allgemeine und berechtigte und der Name Koch wird mit der Ehre dieser That für alle Zeiten verknüpft bleiben. Wenn man aber bedenkt, daß schon im Jahre 1638 ein berühmter englischer Anatom Fludd die deutliche Spur desselben Heilmittels

gefunden hatte, daß er in seinem Buche Philosophia moysaica Gondal 1638 ausdrücklich erklärte:

„sputum reiectum a pulmonico post debitam praeparationem curat Phthisin“

so kann man die Frage nicht zurückdrängen: Warum hat die Wissenschaft erst 250 Jahre später diesen Gedanken fruchtbar werden lassen? Warum ist nicht längst schon das deutlich beschriebene Mittel versucht und erprobt worden? Leicht wäre dann die Menschheit 100 oder mehr Jahre früher in den unschätzbaren Besitz des sogenannten Koch'schen Heilmittels gelangt.

Aber es möge Einer heute versuchen, einem gelehrten Arzte mit der Zumutung zu kommen, er solle ein Heilmittel versuchen, das in einem lateinisch geschriebenen Buche des 17. Jahrhunderts beschrieben steht! Da mag der Schreiber ein noch so berühmter Arzt seiner Zeit gewesen sein; was kann jene Zeit des Vorurteils und Aberglaubens unserer herrlichen aufgeklärten, vorurteilslosen Gegenwart Neues zu sagen haben! Wir „von heute“ verstehen doch Alles besser. —

Kehren wir nach diesem Ausfluge in das Gebiet der gelehrten Vorurteile wieder zu unserm Gegenstande zurück. Jede Sittigung trägt in sich die Gefahr, zur Ueberschätzung der Wissenschaft und Kunst, d. h. der Sittigungsmittel und zur Verwechslung dieser mit dem durch sie zu erreichenden Zwecke zu führen. Unser ganzes Volksthum leidet in jenen Schichten, welche die zeitgemäße Bildung in sich aufgenommen haben, an einem Mangel an Leidenschaft. Unsere deutschen Zustände haben zu einer Ueberfeinerung geführt, welche in der übertriebenen Schätzung des Schönen und Geistreichen das sittliche Gefühl und damit die Sittigung selbst erheblich abgeschwächt hat. Gerade der urwüchsige Trieb, welcher aus dem unbewußten Gefühle heraus sich zu herrlichstem Heldentum erhebt, ist abgestumpft worden und den wohl und weislich überlegten Thaten ist oft kaum anzusehen, ob eine sittliche oder eigennützige Triebfeder sie veranlaßt

hat. Der Geistreichtum ist mit solcher Gefühls- und Leidenschaftsarmut gepaart, daß Zarathustra zu dem Ausrufe kommt: „Nicht mein Haß, sondern mein Ekel fraß mir hungrig am Leben. Ach des Geistes wurde ich oft müde, als ich auch das Gesindel geistreich fand.“

Ein teutonischer Gesandter, dem man auf dem Forum in Rom ein griechisches Kunstwerk zeigte, einen alten Hirten am Stabe, antwortete auf die Frage, wie hoch er es wohl anschlage, einen solchen Kerl möchte er nicht lebendig geschenkt. Dieses Urteil hat einen höheren Anspruch und wäre schlecht gekennzeichnet, wenn man daraus blos auf die Unbildung und Rohheit des Teutonen schließen wollte. Die Germanen waren ja sonst empfänglich für die Eindrücke, welche die überlegene Kunst der Römer auf sie machte. In dem Urteil des ungebildeten Teutonen spricht sich auch nicht so sehr Unverständnis als Unzufriedenheit aus und es soll offenbar gesagt sein, daß wohl ein Held verdiene von der Kunst verewigt zu werden, nicht aber ein alter Hirt am Stabe. Die Gefühle konnte der urwüchsige Germane unmöglich begreifen, welche den griechischen Künstler bei der Schaffung seines Hirten geleitet hatten. Denn erst auf der Höhe der Sittigung wird die Kunst zum Selbstzweck und auch dann ist dies nur ein notwendiger Irrtum. Notwendig in dem Sinne, in welchem z. B. Schiller sagt: „Einseitigkeit in der Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrtum, aber die Gattung zur Wahrheit.“ Der Teutone, welcher einem jugendlichen, neu aufstrebenden, unvermischten Volke angehörte, konnte es auch nicht verstehen, daß vorgeschrittene und infolgedessen zum Teil auch vermischte und verderbte Völker ihre beste Art noch in einem entlegenen Thale zu suchen haben, daß daher ein alter Hirt am Stabe die Erinnerung an ein vergangenes, edleres Volkstum wachrufen und dabei durch seine ausgebildete Sonderart unser Bestes darstellen kann. Aehnlich führt uns heute Defregger in die von der Sittigung unbeleckten Alpenthäler und Ludwig Richter in das häusliche Leben der deutschen Kleinstadt und beide gemahnen uns in diesen Bildern an ureigenes und bestes Volkstum.

Auf einer niedrigen Stufe der Sittigung ist eine Gleichgiltigkeit gegen Wohl und Wehe des eigenen Stammes noch nicht denkbar. Denn das Stammesgemeingefühl ist in seiner Bethätigung noch unabhängig von den Gutheißungen eines, dem Irrtum weit mehr ausgesetzten Verstandes. Wir sind aber durch die fortgeschrittene Sittigung auch in anderer Beziehung Fehlgriffen in stärkerem Maße ausgesetzt. So weiß das Tier durch die Sinne des Geruches und Geschmackes die für es giftige Nahrung zu erkennen und zu vermeiden, während wir zur trügenden Bücherweisheit unsere Zuflucht nehmen müssen. Der Verlust solcher Triebe ist durch die Ausbildung der Verstandeskräfte eingetreten, welche auf eine triebhafte Beihilfe solange verzichteten, bis der Trieb schließlich ganz verloren war. In gleichem Sinne macht beständiges Grübeln über das Sittliche und dessen Gründe uns in dem Gefühle selbst schwankend. Der Verstand, der das Gute als Wahn erkennt, ist der Gefahr am nächsten, es zu vernichten. Man vergleiche mit diesem Gedanken dessen künstlerische Ausgestaltung in Grabbe's Herzog von Gothland. Das Edle kann überhaupt nie in der Einsicht liegen, sondern immer nur in der Leidenschaft, wenn man will, im Wahne. Darum lieben wir die Leidenschaft ob sie nun Freud' oder Leiden schafft. Denn sie, „diese edle Gabe Gottes, wie der alte Möser sagt, führt sicherer als die aufgeklärteste Vernunft, und Leidenschaften geben Fertigkeiten, welche zur Zeit der Versuchung treuer aushalten, als das Urteil, das nach Gründen gefällt werden soll.“

Am begreiflichsten erscheint uns, wenn gleich auch am traurigsten, das Uebertreten der Gesetze des Gemeinsinns bei denjenigen, welche von der Natur mit einer das gemeine menschliche Maß weit überragenden Höhe des Geistes begnadet sind. Einem

Göthe z. B. rechnen wir seinen scheinbaren Mangel an Gemeingefühl deshalb nicht so hoch an, weil er für uns seinem ganzen Wesen nach etwas Unmeßbares hat. Es kommt dazu das meist unbewußte, aber wol berechtigte Gefühl, daß eine besondere Entwicklung des Geistes das zarte Gehör für einzelne innere Regungen abstumpft, weil die Gesinnung, also das Denken seinen Einfluß auf den Willen steigert. Es ist daher kein Zufall, wenn so oft und fast stets Heldentum und geistige Schaffenskraft getrennt ins Leben treten. Darum wird unsere höchste Verehrung wachgerufen, wann einmal beide vereint sind. So wird, obwohl viele Tausende von Heldenjünglingen im Jahre 1813 des Vaterlandes Freiheit mit ihrem Blute besiegelten, doch keiner von ihnen so dankbar verehrt als Theodor Körner. Und wenn er auch selber in einem Briefe an seinen Vater sich dahin aussprach, daß zum Opfertod für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation keiner zu gut, wohl aber viele zu schlecht seien, so kann man diesen Brief doch nur mit inniger Rührung lesen und wird dann erst recht diese edle Täuschung, den großartigen Heldenwahn bewundern. In Wahrheit hat Körner der deutschen Sache ein weitaus größeres Opfer gebracht als jeder Andere und schwer ist es heute abzuwägen, ob er durch dichterische Werke die er noch hätte schaffen können, seinem Volke würde mehr geleistet haben als durch seinen Tod auf dem Schlachtfelde.

Auch Schopenhauer war damals ein Jüngling; er mußte wohl die Not des Vaterlandes so gut wie jeder Andere erkannt haben, hielt sich aber vorsichtig zurück, wahrscheinlich von der Meinung geleitet, daß er durch die Darlegung seiner Gedanken mehr Nutzen schaffen würde als mit dem Schwerte. Er schmiedete schon die Waffen, welche erst nach dem Kriege und Siege nötig wurden, mächtige Waffen für die deutsche Sittigung.

Soweit sind die Gefahren fortschreitender Sittigung für die Sittlichkeit selbst allgemeiner Art und zeigten sich schon bei den alten Völkern. Heute ist noch eine besondere Gefahr hinzugekommen.

Die Ungleichmäßigkeit und die Ungleichheit der Bildung sind beständig größer geworden und endlich durch die Aufhebung der Sklaverei und Leibeigenschaft, durch die damit verbundene Erweiterung des Volksumfanges ins scheinbar Unüberbrückbare gewachsen. Der gebildete Deutsche, Engländer und Franzose glauben einander näher zu stehen, als dem ungebildeten Teile ihres eigenen Volkes und der Bildungswahn feiert sein höchstes Fest, indem er die Bildung als Selbstzweck ausspielt. Bei dem Göthe'schen Trumpfe einer Weltlitteratur ist bereits jeder gedankliche Boden verlassen; die gewöhnliche Auffassnng dieses traumhaften Gedankens kümmert sich nicht um die einfache Wahrheit, daß das Schrifttum eines Volkes nur eines von den vielen Mitteln zur Sittigung eben dieses Volkes ist. Soweit dasselbe nicht in der Gegenwart hervorgebracht wird als Zeichen unseres Lebens und Empfindens unserer Kraft und unserer Arbeit, kann es blos Werkzeug oder Vorbild sein. Nur solche können die Ahnen uns hinterlassen, aber an uns ist es jenen Vorbildern durch Thaten gerecht zu werden und diese Werkzeuge durch den Gebrauch in freisliche Schwerter umzuwandeln; arbeiten und kämpfen müssen wir selber. Auch das muß erworben werden, was wir schon besitzen.

Beim deutschen Volke ist die Gefahr, durch die Sittigung um das volkische Gemeingefühl gebracht oder doch darin geschädigt zu werden, am allergrößten. Ein unbeeinflußter Zeuge für diese Behauptung ist der englische Geschichtsforscher Buckle, welcher ausführlich dargethan hat, daß bei den Deutschen der Abstand zwischen Bildung und Unbildung am größten und dies hauptsächlich in der deutschen Neigung zur Gelehrsamkeit gelegen sei, durch welche es einzelne höher in ihrer Bildung und weiter in ihrem Wissen bringen, als bei irgend einem anderen Volke. Gerade bei den Deutschen ist daher die fortwährende Neuerweckung des Gemeingefühls und dessen sittliche Grundlegung ein unabweisbares Bedürfnis. Denn „diese Nation giebt sich, wie Altmeister Göthe sagt, gern Rechenschaft von dem, was sie thut."

Wir müssen uns klar bewußt werden, daß unser Volk seinen besonderen Vollkommenheitsbegriff hat, ebenso wie es in der Geschichte seine eigene Art des Heldentums und der Sittlichkeit bewährt hat. Darin liegt nichts Merkwürdiges. Zum Verwundern wäre es, wenn bei verschiedenen Schönheitsbegriffen, bei verschiedenen geschichtlichen und gesellschaftlichen Zielen und Aufgaben der einzelnen Völker gerade für deren Sittlichkeit eine gemeinsame und umfassende Regel gelten würde. Ohne lebenswarmes Stammesgefühl werden wir freilich diese Aufgaben nie lösen können. Wir Gebildeten zumal müssen zur Klarheit der Erkenntnis zu kommen suchen, da wir dem Irrtum eines schweifenden Verstandes am meisten ausgesetzt sind. Der Bereich des Irrtums ist allemal größer als der Wahrheit. Diese ist ebenso einfach als verständlich und in dem Satze enthalten: Liebe Dein Volk mehr als Dich selbst. Möchte dies doch der Grundton aller unserer Handlungen und Bestrebungen werden! Keiner aber sollte sich damit trösten wollen, daß auch bei der Einengung, Verdrängung oder Vernichtung unseres Volkes als eines Ganzen es doch als Dünger für die anderen Völker von Nutzen sein und so von einer künftigen Zeit als Wachstumsgrund und Nährmittel der Sittigung anderer Völker werde geachtet werden. Denn der wäre doch ein Thor, der gutes Korn verfaulen ließe, um es als Dünger auf seine Felder zu bringen für künftige Saaten.

Was hat uns schließlich und endlich die Ausbildung und wissenschaftliche Schulung des Verstandes für die Zwecke der Sittigung genutzt? Das Trachten der Zeit ist auf nichts anderes als auf die Vermehrung der sinnlichen Bedürfnisse gerichtet und freudig begrüßt die „Jetztzeit" nach Befriedigung der natürlichen die Entstehung und Verallgemeinerung neuer Bedürfnisse nach Tabak, Kaffe u. s. w. Was bedeutet dies anders, als daß die große Mehrheit die ganze, durch Arbeitersparung entstandene Muße nicht besser zu nutzen weiß, als zu rauchen und zu

schmauchen? Das Mittel dazu, dies ungestört und in höchstem Maße thun zu können, ist das Geld. Daher der Tanz um das goldene Kalb und jene widerliche Geld- und Gelbsucht, von der unsere Zeitgenossen befallen sind. Hamerlings düster farbenprächtiges Gemälde der römischen Entsittlichung zu Neros Zeit ist nicht bloß das Bild einer Vergangenheit, sondern auch die Ahnung einer Zukunft und hat bereits im „Billionär" Homunkulus sein Gegenstück erhalten. Unser Geist und die ganze vielbewunderte Entwicklung der werklichen Einrichtungen sind in den Dienst nicht der Sittigung, sondern der Bequemlichkeit und des Genusses getreten und damit auch in den Dienst der Verweichlichung und Erschlaffung. Nichts ist dafür bezeichnender als der Gegensatz zwischen dem sorgen- und doch ruhelosen, nach Geld und augenblicklichen Genüssen haschenden Alltagsleben mancher Gebildeten und Reichen und der harten Arbeit des ungebildeten und armen vierten Standes.

Das Ziel aller dieser Wünsche ist ein bequemes und dabei genußreiches Leben. Unser Jahrhundert ist nicht das erste, das als Weg zu diesem Ziele die Abschaffung des Einzeleigentums vorschlägt. Abgesehen von den glaubenhaften Bewegungen dieser Art könnte auf rein gesellschaftlichem Gebiete die „Utopia" des englischen Großkanzlers Thomas Morus aus dem Jahre 1516 angeführt werden. Der Edelsinn dieses Mannes kam nicht nur in Worten zum Ausdruck, sondern am besten schließlich dadurch, daß er wegen seiner unbeugsamen Ueberzeugung von demselben Könige Heinrich VIII. zum Tode verurteilt wurde, dem er als Reichskanzler gedient hatte. Auch in Utopien lebte man angenehm und ohne viel Arbeit, aber die Bequemlichkeit war nicht Ziel des Lebens sondern Mittel zu höherem geistigen Streben. Alle Bürger Utopiens erfreuten sich eines ziemlichen Wohlstandes, weil sie einfach lebten. Der Volkswohlstand kann willkürlich dadurch gehoben werden, daß Alle sich einer einfachen Lebensweise befleißigen, heute so gut wie vor Jahr-

hunderten. Es giebt aber keinen Wohlstand, wenn man mit den vorhandenen Gütern, Genüssen und freien Stunden und Tagen unzufrieden ist, weil wohlhabend doch nur der genannt werden kann, der mit seiner Lebensweise wirklich zufrieden ist. Auch in der zu Anfang unseres Jahrhunderts geschriebenen Utopie („Der geschlossene Handelsstaat") von Joh. Gottlieb Fichte war dieser Gedanke deutlich ausgedrückt. Das Ende unseres Jahrhunderts faßt aber seine innigsten Wünsche abermals in einer Utopie zusammen und zwar in der des Amerikaners Edward Bellamy. Der Verfasser hält einen Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887 und fügt den Grundgedanken eines Morus und Fichte auch nicht einen einzigen neuen hinzu. Er bringt es fertig, in einem umfangreichen Buche in Romanform die sozialistischen Pläne als ausgeführt darzustellen und dem heutigen Leser mundgerecht zu machen, ohne irgend einen selbständigen Gedanken auszusprechen oder auch nur anzudeuten. Er übersetzt — so zu sagen — den alten Thomas Morus und seine tiefe Weisheit in unsere gegenwärtige Zeitungssprache mit allen ihren Vorzügen und Schattenseiten. Aber gerade dadurch wird der Erfolg einer Schrift verbürgt und im Laufe von wenigen Jahren wurden über 300 000 Abzüge derselben in Amerika verkauft, es erschienen über 20 englische Auflagen und mehrere deutsche. Ich konnte also oben — im Angesichte solchen Erfolges — mit Recht sagen, daß in diesem Buche die Wünsche unserer Zeit zusammengefaßt sind. Bei näherer Betrachtung zeigt sich leider, daß sie alle rein körperlicher Art sind und auf eine wohlbesetzte Tafel, bequeme Wohnung, auf ein geringes Maß der Arbeit und dergl. mehr gerichtet sind. Die Veredlung des Geschlechts ist nur nebenbei erwähnt als zufällige Begleiterscheinung des allgemeinen Wohlstandes. Der verwöhnte Großstädter oder ungebildete Handlungsreisende, der in feinen Gasthöfen zu speisen gewöhnt ist, kommt zum Worte, das er eigentlich nur in Kellnergesellschaft erhalten

sollte, wenn Bellamy z. B. ausruft: „Bei Tische kann man die Gänge, an denen einem nichts gelegen ist, vorüber gehen lassen. Wer würde jemals, wie hungrig er auch wäre, an einer Mahlzeit teilnehmen, wenn er gezwungen wäre, alles zu essen, was auf die Tafel kommt?"

In früheren Zeiten waren alle Utopier darüber im Klaren daß nur durch Vereinfachung der Lebensweise die Befriedigung aller oder doch der Meisten erreicht werden könne. Ja Morus wirft schon seinen Zeitgenossen übertriebenen Aufwand vor und zwar sowohl den Vornehmen und Reichen als auch den Arbeitern und Armen! Und doch würde das Leben des Reichen jener Zeit unseren Arbeitern von heute armselig erscheinen, weil damals doch eine Reihe von jetzt allgemein und „unentbehrlich" gewordenen Genüssen selbst für jene unerreichbar war, z. B. Bücher, Zimmerbeleuchtung, bei der man Abends lesen kann, Glasfenster, Kaffe, Tabak und dergl. Es war somit erst unserer Zeit vorbehalten, in der „sozialdemokratischen" Zukunft für die große Masse des Volkes ein Leben mit unbeschränktem Aufwande hinzustellen und den Arbeitern den unheilvollen Rat zu geben, mit nichts sparsamer zu sein als mit ihrer Arbeitskraft. Wenn die oberen Schichten um das goldene Kalb tanzen, dessen Bedeutung sie verstehen, so ist es kein Wunder, wenn für die unteren Schichten der Reigen dadurch verständlicher gestaltet wird, daß man dem Kalbe eine gähnende Göttin der Faulheit rittlings aufsetzt.

Die unbescheidene Erhöhung der Lebensansprüche macht auch bei jenen Männern Fortschritte, welche sich die Bildung und Gemütserhebung des Volkes zum Berufe gewählt haben, also bei den Priestern der verschiedenen christlichen Glaubensarten. In vielen kleinen Landstädten herrscht z. B. eine nicht unerhebliche Unzufriedenheit des Seelsorgers mit seinem Pfarrhause. Es ist ihm zu altfränkisch, hat zu kleine Fenster, zu niedere Stuben, keine Flügelthüren, zu enge Treppen u. dgl. Und der

Pfarrer drängt dann so lange, bis ihm die Gemeinde das Haus umbauen oder ein neues errichten läßt, das dem sogenannten „Zeitgeiste“ entspricht.

Es ist wirklich in hohem Grade lehrreich, zu sehen, daß vor einigen Jahrhunderten noch wenigstens der Priesterstand sich prunkenden Reichtums schämte und damit Zeugnis gab, daß ihm das Christentum auch im Wandel durchaus lebendig und maßgebend war. So konnte Th. Morus es noch als eine oft vorkommende Verschwendung des Volksvermögens beklagen, „daß ein ausstudirter Priester des Luxus sich der väterlichen Bauten schämt und mit noch größeren Kosten auf einem anderen Grunde neue Gebäude aufführt, während das Haus seines Vaters zur Ruine verfällt.“ Ich glaube, eine derartige Klage vermöchte heute Niemand zu erheben.

Zwar giebt es auf dem tiefen Ankergrunde alles Guten, der Volkssitte und des deutschen Geistes mancherlei Unterströmungen. Bisher sind sie jedoch noch recht geringfügiger Art, wie z. B. das Streben nach Vereinfachung der Lebensweise durch Uebergang zur Pflanzenkost oder der Nachklang des Einflusses Friedrichs des Großen in den Gesinnungen der Beamtenschaft, des Heeres und des mittleren Grundbesitzes in Preußen; die allgemeinen Sitten überall dort, wo ein wahrhafter Bauernstand noch Wurzeln besitzt, die in vergangene Jahrhunderte zurückreichen, wie es besonders in Süddeutschland der Fall ist.

Aber gerade in dem Arbeiterheere der großen Werke, insbesondere der Arbeiterschaft ohne feste Wohnsitze und Heimat, fehlt es an eingelebten und angestammten Sitten. Der deutsche Weckrufer aus den Freiheitskriegen, Ernst Moritz Arndt, hat uns schon gelehrt, in welch' innigem Zusammenhang nicht nur dem Worte nach, sondern auch in Wirklichkeit Sitte und Sittlichkeit stehen. Es hat aber unserer Zeit nur allzusehr beliebt alte Sitten zu verspotten, als verrostet und nicht mehr zeitgemäß zu betrachten und auszurotten, so daß wir aus eigenem Verschulden

vor der sonderbarsten Geistesverwirrung und Sittenverwandlung stehen. Während so die Gesellschaft einer geistigen und sittlichen Umwälzung und Wiedergeburt entgegengährt, kommt der Berliner Geldmachthaber auf den sinnreichen Einfall, auf Gummirädern zu fahren. Der arbeitende Pflasterer und der arbeitsscheue Pflastertreter sehen dem geräuschlos Dahinfahrenden erstaunt nach und wünschen — es ebensogut zu haben. Wohin sie aber mit solchen Gummirädern und Wünschen eigentlich fahren, das ahnen beide nicht.

Der Naturforscher Liebig geht soweit, die Höhe der Sittigung eines Volkes nach jener des jährlichen Seifenverbrauchs zu bemessen und der Gute ahnt dabei garnicht, daß dieses Urteil einen schneidenden Hohn enthält. Warum nicht nach der Anzahl der verbrauchten Zahnbürsten? Ein anderer mißt die Sittigung nach der Schienenlänge, die auf den Kopf der Bevölkerung entfällt. Ein Dritter nach dem Kohlen- und Eisenverbrauch. Und wirklich sind für unsere Verirrung alle diese Umstände so bezeichnend, wie die Schätzung des Reichtums nach der Fensterzahl für eben diesen Reichtum. Wie arm waret Ihr doch, Schiller und Haydn in Euren Dachstuben. Daß es auch einen stolzen Reichtum gibt, vielleicht den stolzesten, der in den Worten gipfelt: ich trage all das Meinige mit mir, ist der gebildeten Mehrheit ebenso unbekannt, als Liebig eine Sittigung fremd war, welche unabhängig von Seife, Kohle und Eisen ihren eigenen Weg schreitet.

Wer wollte leugnen, daß Liebig Geist besaß? Aber daran liegt's gerade, daß dessen Kraft im Dienste des üppigen Zaubergartens steht, seit wir nach Ergötzung aller Sinne lüstern, den heiligen Speer unseres Geistes, der uns zur Erschließung des Höchsten in die Hand gegeben war, an Klingsor verloren haben. Die Wunde, die uns von ihm geschlagen wurde, ist's, die nie sich schließen will:

Die Wunde schließt
Der Speer nur, der sie schlug.

Der Geist selber muß den Irrweg wieder aufdecken, auf den unsere Sittigung geraten ist; er muß sie zurückführen. Die reine Thorheit unverderbter Gesellschaftskreise wird dann der Versuchung jener Urteufelin, jener Höllenrose: Ueppigkeit widerstehen, welche bisher noch jede Sittigung in den Abgrund gezogen hat. Diese reine Thorheit wird mitleidlos den Zauberer Klingsor mit seinem Schlosse versinken sehen und in höchster Entzückung die Lanze schwingend einer untergehenden Welt die Worte Parsifals zurufen:

Mit diesem Zeichen bann' ich Deinen Zauber:
Wie die Wunde er schließe,
Die mit ihm Du schlugest, —
In Trauer und Trümmer
Stürze die trügende Pracht.

Nachwort

Was ward doch dem Manne ins Herz gesenkt
Ein Begehren, den Schleier zu heben
Vom Getriebe, das droben die Sterne lenkt
Und herunten das kreisende Leben!

O Du, den die Welt den Erlöser nennt,
Eins konntest Du nicht bezwingen,
Was ärger als feurige Lohe brennt:
Nach Wahrheit das dürstende Ringen.

O Menschenweisheit, o Weltenfluch,
O tausendjähriges Sorgen!
Der alles lösende Runenspruch,
Dem Sterblichen bleibt er verborgen. — —

Rudolf Watzl
Der letzte Agilolfing

Des Menschen Auge will ins Blaue dringen und in unbekannte Fernen. Hinter allen Sternen läuft noch sein Blick umher im grenzenlosen Raume, suchend und wittrend nach einer Welt. Was der Geist nicht findet, läßt die Seele aus dem Nichts erstehen und baut hinter allem Sein die schönste Welt des Scheins und hinter allen Welten ihre Hinterwelten. Doch die stolzesten Gebäude stürzt der stürmische Geist in Trümmer und zaghaft sieht die Seele sie sinken; um bald wieder frisch belebten Mutes neue Welten und Wesen zu dichten und zu träumen. Einem neckenden Kobolde gleich springt sie auf den Nacken des Geistes und treibt ihn, den scheinbar freien, selbstherrlichen, in fremde, nie geahnte, arge Irrnis.

Er aber ist ein Held. Thatenlust schwellt seine Adern und Jugendmut treibt ihn zum Bergesteigen. Je höher der Berg und je mühsamer das Klimmen, um so weiter, um so schöner der Rundblick. — Seht, jetzt klimmt er empor schlaflos in stiller Nacht, sich stützend auf die eigene Kraft. Bald ist die Höhe erreicht; heiß glüht ihm die Stirn und seine Pulse fliegen. Zu Füßen gähnt die Tiefe, die schwarze Tiefe der Nacht, seine Tiefe, aus der er emporgestiegen. Mancher strauchelt und stürzt in solchen Abgrund. Jedes Schwanken bringt Tod und Verderben. Er aber, der starke, stehende Heldengeist spielt ungefährdet am Rande und rollt Welten und Hinterwelten in steile Tiefen. Denn sein Wille ist, als reine Vernunft alle Welten zu beherschen.

Jetzt blickt er sinnend, traumverloren: Es hebt sich der Schleier der Nacht. Die Nebel zerreißen, das Thal ergrünt, Auen lachen und süßer Harzduft steigt aus den Wäldern auf.

Es will Morgen werden. Pflanze und Tier und Mensch rüsten zu weihevollem Empfange. Die schönste Weihestimmung ist der Traum: Wachend träumt der Held und früher und schöner geht ihm die Sonne auf. Morgen wird es auf der Höhe des Gebirgs, wenn Nebel und Nachtluft noch die Niederung deckt.

Den bangen Blick in die Ferne aller Rätsel gerichtet harrt unser Held auf höchstem Gipfel dem Aufgang des Tagesgestirns entgegen.

Und siehe, da kommt sie, in strahlendem Glücke, raschen ruhigen Laufs, nach ungeschriebenen Gesetzen. Kommt und leuchtet und scheucht das tiefste Dunkel und die edelste Stunde der Dämmerung; und läßt die größten Sterne selbst erbleichen. Und macht den Blinden erschauern vor ihrer Schöne. Verlangt keinen Dank, denn als Königin schenkt sie, die Gnadenreiche. Durch ihren Zauberblick zwingt sie das mächtige Meer, anbetend sich zu erheben und als Wolke empor zu wallen. Durch ihre Wärme zwingt sie den Wind, die Wolke über die Fluren zu treiben und Felder und Wälder zu befruchten. Der Keimling sehnt in verschlossener dunkler Hülle sich, ihre Herrlichkeit zu schauen und nach „Mehr Licht" schmachtet das brechende Auge des Helden!

Edler Wahn, dem keiner entrinnt, auch der kleinste Falter nicht, der in sehnender Brunst um die sengende Flamme gaukelt, daß Licht immer Wärme und Leben bedeutet. Wie mancher hat Licht und Leben gesucht und Sarg und Tod gefunden. Scheint nicht auch die Wintersonne? Und wie kalt ist ihre Schönheit! Schneidig saust der Schneesturm und Erkenntnis fröstelt das Herz an. Nur die hurtige Hast des Suchens hütet vor dem Erfrieren.

Klein erscheint alles im Thale dem Berge steigenden Geiste und kleinlich. Nur der Strom fesselt seinen Blick, der alles mit fortreißt und Eis in tausend Trümmern trägt. Die lispelnde Welle und der knarrende, ächzende Eisblock spiegeln der Sonne Bild und jedes ist das wahre, während sie selbst, die Segenspenderin, in unerreichbarer Höhe über allen Bildern lieblich lächelt.

So erfaßt des Menschen Geist die Wahrheit mit tausend Blicken und hält sie in jedem Blicke fest; während sie selbst, die herrliche, aus ewig unnahbarer Ferne nur zitternde Strahlen uns sendet. Aber in den zitternden Strahlen schon schrumpft der Wille zum Wollen ein, Weisheit zum Wissen und der Glaube an Wahrheit zum Wahne.

Inhalt.

Seite

Widmung 3

Ortwins letztes Lied 5

Grundlegung.

Stammesliebe als Trieb. Erhaltung der Art. Entartung. Ausschließende Liebe. Lichtenberg. Bako von Verulam. Schopenhauer. Zuchtwahl. Selbstbefruchtung. Darwin. Sittliches im Tierleben. Gemeinsinn. Das Allgemein-Menschliche. Vollkommenheitsbegriffe. Menschliche Rassen. Artbegriff. Virchow. Veredlung der Art. Streben nach dem Höchsten. Archimedes. Umfang des Gemeingefühls. Volksgedanke. Sittliche Wertschätzung. Vernunft und Gefühl. Begründung des Sittlichen aus dem Besonderen. Der geschichtliche Augenblick und die deutsche Lebensanschauung 7

Gemeinsinn, Gemeingefühl, Begeisterung.

Gerechtigkeit. Lebenskraft. Gelehrte Fraſen. Gemeinsinn. Geselligkeitstrieb. Beistand der Vernunft. Nietzsche. Natur und das Begreifen. Abstufungen des Gemeinsinnes. Weg der Ethik. Hume. Vaterlandsliebe. Begeisterung. Gemeinsinn als Urgrund. Inhalt dieses Sinnes. Helvetius 31

Gemeinsinn in Religion und Philosophie.

Christentum. Bruno Bauer. Christliche und Vaterlandsliebe. Buddhismus. Wesen einer Weltreligion. Schopenhauers Bedeutung. Seine Lehre. Mitfreude. Stufen des Mitleidens. Grausamkeit. Siegfriedthaten. Mitleid als Grund der Gesellschaft. Gemeinsinn und Mitgefühl. Gemeinsinn als Letztes, Ursprüngliches. Religion des Mitleidens. Wolzogen. Hartmann. Dühring. Hamerling 45

Sittlichkeit und Sittigung.

Europäertum. Irreleitung der Triebe. Dühring. Askese. Klingsor. Aufklärung. Menzel. Napoleon. Freiheitskriege. Kleist. Fries. Ueberschätzung des Verstandes. Zöllner. Fichte und Möser. Ueberschätzung der Wissenschaften und Künste. Wissenschaftlicher Hochmuth. Galvani. Meteoritenfall. Kochs Entdeckung. Zarathustra. Wert der Leidenschaft. Verstand und Gesinnung. Körner. Utopien von Morus und Bellamy. Bequemlichkeitskultur. Sittliche Wiedergeburt . . 63

Nachwort 89

Druck von Paß & Garleb, Berlin W, Potsdamerstraße 110.

Buchdruckerei
Paß & Garleb, Berlin W,
Potsdamerstr. 110